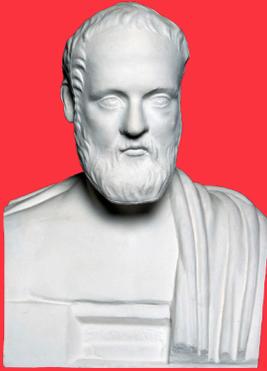


RHETORIK IN EUROPA

---



# Gender-Prosodie in Polit-Talkshows?

Eine medienrhetorische Analyse

Julia Günther

Julia Günther  
Gender-Prosodie in Polit-Talkshows?

Rhetorik in Europa,  
herausgegeben von Norbert Gutenberg und Peter Riemer  
Band 4

Julia Günther

# Gender-Prosodie in Polit-Talkshows?

Eine medienrhetorische Analyse

**F** Frank & Timme  
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Gipsabguss einer Büste des Isokrates  
© Archäologisches Institut der Universität Göttingen, Photo: Stephan Eckardt

ISBN 978-3-7329-0712-0  
ISBN E-Book 978-3-7329-9263-8  
ISSN 2510-389X

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur  
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,  
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.  
Printed in Germany.  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.frank-timme.de](http://www.frank-timme.de)

Zugl. Dissertation Universität des Saarlandes, Tag der letzten Prüfungsleistung: 2. März 2021  
Gutachter: Prof. Dr. Norbert Gutenberg, Prof. Dr. Peter Riemer

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort ..... 11

Einleitung ..... 13

## THEORETISCHER TEIL

1 Gender und Kommunikation ..... 21

1.1 Konzepte und Erklärungsansätze der Genderforschung ..... 21

1.1.1 Entwicklung der Genderforschung ..... 22

1.1.2 Sozialpsychologische Theorien ..... 29

1.1.3 Linguistische Geschlechterforschung ..... 31

1.1.4 Gender in der Soziolinguistik ..... 36

1.2 Persönlichkeit ..... 42

1.3 Rhetorik ..... 47

1.3.1 Geschichte der Rhetorik –  
Entwicklung von Pronuntiatio und Actio ..... 49

1.3.2 Gesprächsrhetorik ..... 80

1.3.3 Medienrhetorik ..... 96

2 Die Polit-Talkshow ..... 113

2.1 Medium *Fernsehen* ..... 113

2.1.1 Einbettung des Formats Polit-Talkshow ..... 113

2.1.2 Fernsehangebot ..... 114

2.2	Begriffsbestimmung, Entwicklung und Einordnung.....	117
2.2.1	Definition .....	117
2.2.2	Entwicklung der Talkshow.....	120
2.2.3	Die Polit-Talkshow und ihre Merkmale.....	127
2.2.4	Die Polit-Talkshow innerhalb der politischen Kommunikation.....	159

### 3 Prosodische und extraverbale Ebene –

	<b>Operationalisierung der Parameter.....</b>	<b>165</b>
3.1	Prosodie – die paraverbale Ebene.....	171
3.1.1	Annäherungen an den Terminus, den Begriff und das Konzept .....	171
3.1.2	Zur Prosodieforschung – eine mehrperspektivische Einordnung .....	179
3.1.3	Grundlagen der Wahrnehmung.....	188
3.2	Körperausdruck – die extraverbale Ebene.....	200
3.2.1	Extraverbale Merkmale .....	200
3.2.2	Visuelle Wahrnehmung.....	202
3.2.3	Haptische Wahrnehmung .....	207
3.3	Operationalisierung der prosodischen Parameter .....	210
3.3.1	Melodischer Parameter.....	210
3.3.2	Dynamischer Parameter.....	220
3.3.3	Temporaler Parameter .....	222
3.3.4	Artikulatorischer Parameter .....	225

3.4	Operationalisierung der extraverbalen Merkmale .....	232
3.4.1	Mimik .....	235
3.4.2	Gestik .....	238
3.4.3	Körperhaltung.....	243
3.4.4	Berührungen.....	245
3.4.5	Visuelle Inszenierung.....	246
3.4.6	Physische Gegebenheiten.....	248

## ANALYTISCHER TEIL

4	Methodisches Vorgehen .....	253
4.1	Zum Untersuchungsgegenstand .....	253
4.2	Zu den Forschungsfragen .....	254
4.3	Zum Forschungsdesign .....	255
4.4	Zur Richtung des narrativen Reviews .....	257
4.5	Hypothesen.....	258
5	Ergebnisse zur Prosodie und zum Körperausdruck.....	261
5.1	Ergebnisse aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen .....	261
5.1.1	Prosodie.....	261
5.1.2	Körperausdruck.....	292

5.2	Ergebnisse aus der Analyse der einzelnen Studien.....	326
5.2.1	Melodischer Parameter .....	327
5.2.2	Dynamischer Parameter.....	342
5.2.3	Temporaler Parameter .....	349
5.2.4	Artikulatorischer Parameter .....	354
5.2.5	Komplexmerkmale.....	361
5.2.6	Mimik .....	377
5.2.7	Gestik und Berührungen.....	380
5.2.8	Körperhaltung .....	385
5.2.9	Visuelle Inszenierung.....	390
5.2.10	Physische Gegebenheiten.....	395
5.2.11	Persönlichkeitszuschreibungen aufgrund von Stimmklang .....	399
5.2.12	Attraktivität von Stimmen und Personen .....	401
5.3	Zusammenführung und Diskussion der Resultate.....	410
5.4	Synopse.....	421
<b>6</b>	<b>Schlussfolgerungen.....</b>	<b>429</b>
6.1	Forschungsd desiderata .....	429
6.2	Resümee und Ausblick.....	444

Für Mama und Papa



# Vorwort

„Das ist ja typisch Frau!“ ist eine von vielen Bemerkungen, die uns im Alltag immer wieder begegnen. In der Gesellschaft ist zwar die Tendenz erkennbar, sich von solchen Klischees zu distanzieren, jedoch wird in verschiedenen Situationen immer wieder sichtbar, dass solche schnell gefassten Vorurteile allgegenwärtig und präsent sind. Die Orientierung an Stereotypen ist zum Teil auch nachvollziehbar. Sie prägen und beeinflussen die subjektive Wahrnehmung der Realität, wodurch eine annähernd neutrale Sichtweise erschwert werden kann. Die Genderthematik ist mehr denn je aktuell; so wird in der feministischen Bewegung immer wieder darauf hingewiesen, dass Frauen sowohl beruflich als auch privat geschlechtsspezifischen Vorurteilen begegnen. In der Ausübung meines Berufs als Lehrerin ist es natürlich möglich, dass ich nicht nur in meiner professionellen Tätigkeit, sondern ebenso als Lehrperson weiblichen Geschlechts wahrgenommen und bewertet werde. Die Wahrnehmung als Frau sollte aber nicht direkt mit einer Reduzierung auf das Geschlecht gleichgesetzt werden, auch wenn es richtig und notwendig ist, auf Vorurteile gegenüber Frauen und auf eine mögliche Ungleichbehandlung hinzuweisen. Geschlechtsspezifische Vorurteile und Alltagstheorien sind im Bereich des Sprechausdrucks und der sogenannten Körpersprache erkennbar. Die Beschäftigung mit dem Phänomen der Stimme, dem Sprechen und der Wirkung einer Person ist für mich aufgrund meines Berufs und meines Masterstudiums in Sprechwissenschaft/Sprecherziehung ein interessantes Forschungsgebiet. Besonders im Bereich der Medien und der politischen Kommunikation spielen Stimme und Auftreten eine wichtige Rolle. Betrachtet man politische Talkshows, entsteht der Eindruck, dass mehr Moderatorinnen als Moderatoren präsent sind. Gerade in diesem Format treffen die für mich interessanten Untersuchungsfelder von Gender, Prosodie, Gespräch und Medien aufeinander. Aus diesem Grund habe ich mir in diesem Kontext folgende Fragen gestellt: Haben Moderatorinnen Alleinstellungsmerkmale gegenüber Männern, und befinden sie sich deshalb in einer Gesprächsleiterposition? Sprechen Frauen anders oder besser als Männer in Polit-Talkshows?

Von der Themenfindung bis zum Abschluss der Arbeit hat mich Herr Prof. Dr. Norbert Gutenberg stets bekräftigt, mir beratend zur Seite gestanden und wichtige Denkanstöße gegeben. Ganz herzlich möchte ich ihm dafür danken, dass er mich über mehrere Jahre hinweg mit zahlreichen Gesprächen unterstützt hat. Wertvoll und zielführend waren seine kritischen Anregungen hinsichtlich der Arbeitsschwerpunkte. Weiterhin danke ich auch Herrn Prof. Dr. Peter Riemer für die Übernahme des Zweitgutachtens. Für die hilfreichen Beratungsgespräche möchte ich ebenso Prof. Dr. Helmut Niegemann und Peter Meiser meinen Dank aussprechen. Darüber hinaus den Kollegen und Experten, die aus verschiedenen Perspektiven zur Bereicherung der Thematik und ständigen Gesprächsbereitschaft zum zügigen Fortgang der Arbeit beigetragen haben.

Allen, die mich bei der Anfertigung und Umsetzung dieser Arbeit durch interessante Gespräche und kontroverse Diskussionen unterstützt haben, möchte ich danken. Eine herausragende Stellung in jeglicher Hinsicht nimmt meine Familie ein. Ihr gilt mein besonderer Dank.

*In der vorliegenden Arbeit wird das generische Maskulinum benutzt. Feminine Formen kommen nur dann vor, wenn weibliche Personen thematisch im Fokus stehen.*

*Fremdwörter, die in der Arbeit wichtige Termini darstellen, werden großgeschrieben, außer wenn sie in der Wortherkunftssprache zitiert werden. Termini, die zum ersten Mal gebraucht und hervorzuheben sind, werden kursiv geschrieben.*

# Einleitung

Von Natur aus unterschiedlich – weiblich, männlich oder divers? Die Frage nach der Bedeutung des Geschlechtes beschäftigt die Wissenschaft und viele Lebensbereiche seit Jahren. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes 2017 führte zur Aufhebung der binären Geschlechteraufteilung in Geburtsregistern und amtlichen Dokumenten. Dadurch wird Personen, die sich weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugehörig fühlen, die Option eröffnet, dies in amtlichen Dokumenten kenntlich zu machen. Diese juristische Entscheidung hat den Genderaspekt erneut in den Fokus gerückt. Es ist der Frauenbewegung und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung seit den 1960er-Jahren zu verdanken, dass dem biologischen Geschlecht des Menschen die soziale Kategorie Gender gegenübergestellt wird. Daraus hat sich u. a. die Beschäftigung mit der Frage ergeben, ob Männer und Frauen unterschiedlich reden. Der Schwerpunkt liegt dabei oft innerhalb der Soziolinguistik auf dem Sprachgebrauch oder innerhalb der Gesprächsanalyse auf dem Sprecherwechsel, wie z. B. dem Turn-Taking. Die Verknüpfung zur Sprechwissenschaft wird über die para- und extraverbalen Merkmale ersichtlich, da bei der Aussprache von Wörtern oder bei der Analyse eines Gesprächs Merkmale wie Intonation oder Gestik untersucht werden. Zentraler Untersuchungsgegenstand der Sprechwissenschaft ist das Miteinandersprechen, weshalb neben der Betrachtung des Sprech- und Körperausdrucks auch die Analyse des Genderaspektes der Gesprächspartner deutlich und notwendig wird. „Von Piepsmäusen und kernigen Bässen“ lautet der Titel eines Artikels von M. Hecht in „Die Zeit“ vom Mai 2020, der die Bedeutung von Stimmen hervorhebt. Er veranschaulicht eine in der Werbung und Unterhaltungsformaten festzustellende Tendenz, dass sich weibliche und männliche Stimmen stark voneinander entfernen und Männer und Frauen wieder in die typischen Rollenklischees verfallen. Diese Beobachtung verdeutlicht die kontroverse Auseinandersetzung über geschlechtsspezifisches Sprechen. Die Stimme oder der Körperausdruck sind nicht naturgegeben und starr, sondern unterliegen der Sozialisation, sind kulturgeprägt und veränderbar. Dies unterstreicht auch der angesprochene Zeitungsartikel.

Sprechen ist in der Regel verbunden mit Kommunikation in der Face-to-Face Beziehung, wodurch das Gespräch als prototypischer Gegenstand der Sprechwissenschaft offensichtlich wird (Geißner 1981). Gespräche und Reden sind nach Gutenberg (1981) die Grundlage für die Untersuchung des Sprechens. Sowohl der Genderaspekt als auch der Sprech- und Körperausdruck sind vielfach untersucht, dies gilt genauso für das Format der Polit-Talkshow, einer politisch-gesellschaftlichen Gesprächssendung im Fernsehen. So werden beispielsweise die Rollen der Gäste, der Moderation, die Themen sowie die Funktion und Notwendigkeit des Formats analysiert und hinterfragt. Auffällig ist seit einigen Jahren, dass die Moderation in Polit-Talkshows immer öfter von Frauen übernommen wird. Ob Moderatorinnen und Gesprächsteilnehmerinnen anders kommunizieren als Moderatoren und Gesprächsteilnehmer bleibt offen. Infolgedessen stellt sich innerhalb des weiten Feldes der Genderthematik die Frage nach „Gender-Prosodie in Polit-Talkshows“. Studien zum Bereich Prosodie (synonym mit Sprechausdruck) und Körperausdruck im Medium Fernsehen, insbesondere in Talkshows, liegen zwar vor, dennoch fehlen Untersuchungen, die die extra- und paraverbale Ebene vor allem im Zusammenhang mit dem Genderaspekt berücksichtigen. Die zentrale Fragestellung ergibt sich aus dem derzeitigen Forschungsstand, der dokumentiert, dass Untersuchungen zu der genannten Thematik fehlen. Die vorgelegte Arbeit zielt genau auf diese Forschungslücke ab. Zudem werden innerhalb des Polit-Talkshow-Formats Aspekte hervorgehoben bezüglich des Studiopublikums und der Zuschauer vor den Fernsehgeräten, die sich mit der Analyse von Sprechen und Hören befassen. Die Talkrunde einer solchen Polit-Talkshow zeigt eine Sprech-Hör-Situation sowohl mit Moderation und Teilnehmern als auch indirekt mit dem Publikum. Dadurch wird offenkundig, dass gerade das Medium des Fernsehens eine bestimmende und spezifische Rolle für die Beantwortung der Frage darstellt. Die Darstellung der visuellen Inszenierung durch Regie und Kameras ist deshalb bei der Analyse der Thematik zu behandeln.

Das Ziel dieser Arbeit ist es zu untersuchen, ob man hinsichtlich der prosodischen und extraverbalen Kategorien von einer Gender-Prosodie in Polit-Talkshows sprechen kann. Im Forschungsinteresse liegt, welche Parameter bezüglich des Sprech- und Körperausdrucks der Sprechenden in Polit-Talkshows im Zusammenhang mit dem Genderaspekt wichtig sind. Die folgende

Analyse dient dazu, Annahmen zu formulieren, die die Grundlage weiterer Forschungsarbeit und Theorieansätze bilden können.

Die vorgelegte Arbeit mit der Fragestellung „Gender-Prosodie in Polit-Talkshows?“ gliedert sich in einen theoretischen und einen analytischen Teil. Die nachfolgende Grafik veranschaulicht im Sinne eines Ablaufschemas die Vorgehensweise, bei der der komplexe Untersuchungsgegenstand „Gender-Prosodie in Polit-Talkshows“ in einzelne zu betrachtende Gegenstände untergliedert wird.

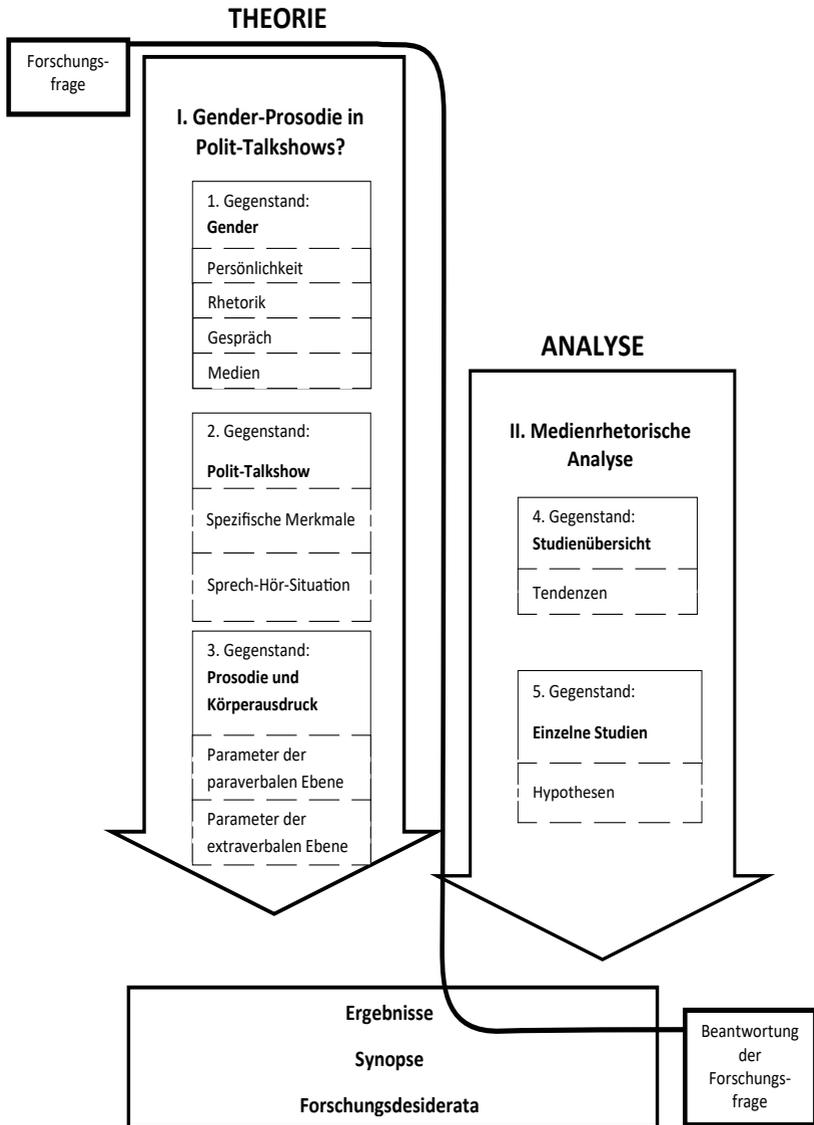


Abbildung 1: Vorgehensweise in der Arbeit (eigene Darstellung)

Der erste Teil ist als theoretische Grundlage zu sehen, bei dem die aufeinander bezogenen Termini, Definitionen, Theorien sowie historischen Entwicklungslinien beleuchtet werden. Im ersten Kapitel kommt es zur Betrachtung des Aspektes *Gender*, indem er terminologisch eingeordnet und geklärt wird; zudem werden die historische Entwicklung im Hinblick auf theoretische Ansätze und Merkmale eines geschlechtsspezifischen Sprachgebrauchs dargestellt. Anschließend lässt sich das Phänomen der *Persönlichkeit* als weitere wichtige Kategorie herausstellen. Persönlichkeit und Kommunikation stehen in einem engen Verhältnis zueinander und hängen thematisch zusammen. Dazu gehört weiterhin die Betrachtung der *Rhetorik*, und zwar sowohl ihrer historischen Entwicklung allgemein als auch speziell der Genderrhetorik, aber vor allem der beiden Teilbereiche *Pronuntiatio* (stimmlicher Vortrag) und *Actio* (körperliche Beredsamkeit). Die beiden Termini werden später als *Prosodie* bzw. *Sprechausdruck* und *Körperausdruck* noch genauer ausgeführt. Darüber hinaus werden das *Gespräch* innerhalb der Gesprächsrhetorik und die *Medien* innerhalb der Medienrhetorik erläutert. Sie sind für die politische Talkshow relevant, da es sich um eine Gesprächssendung im Fernsehen handelt. Außerdem wird die Rolle der Frau als Journalistin und Moderatorin angesprochen, die später in der Arbeit in Bezug auf die Genderfrage, gerade im Kontext der Gesprächsleitungsrolle, von Bedeutung ist. Im zweiten Kapitel wird ein weiterer zentraler Gegenstand der Arbeit, die *Polit-Talkshow*, begrifflich bestimmt und seine historische Entwicklung aufgezeigt. Es werden die *spezifischen Merkmale* des Formats erläutert. Hier wird die *Sprech-Hör-Situation* deutlich, die einerseits die Betrachtung des Sprech- und Körperausdrucks notwendig macht und andererseits auch die Behandlung des Genderaspektes begründet. Im dritten Kapitel werden *Prosodie und Körperausdruck* begrifflich und mehrperspektivisch betrachtet. Prosodie wird im Zusammenhang mit dem Körperausdruck beschrieben, denn die para- und extraverbale Ebene sind in der Gesprächssituation miteinander verknüpft. Dazu wird der Aspekt der visuellen Inszenierung thematisiert. Im letzten Kapitel des theoretischen Teils findet eine Operationalisierung der Parameter der para- und extraverbalen Ebene statt. Die Parameter dienen als Grundlage für den darauffolgenden analytischen Teil. Der noch nicht abgeschlossene Prozess der Erkenntnisgewinnung zu der gestellten Thematik, der sich aus dem ersten Teil der Arbeit ergibt,

wird daraufhin aufgegriffen und durch die Forschungsfrage „Gender-Prosodie in Polit-Talkshows?“ in einer medienrhetorischen Analyse mithilfe des narrativen Reviews bearbeitet. Theorie hilft uns Ereignisse, Phänomene und ihre Zusammenhänge zu erklären und zu systematisieren. Dementsprechend soll der Theorieteil ein Fundament schaffen und eine Struktur vorgeben, der im Analyseteil gefolgt wird. Ziel ist es, die ermittelten Ergebnisse der Analyse mit der beobachtbaren Erfahrungswirklichkeit zu verknüpfen und neue Erkenntnisse für zukünftige Forschung zu liefern (vgl. Döring/Bortz 2016, 146). Es gibt eine Vielzahl an Forschungsliteratur, wie das Literaturverzeichnis zeigt. Trotz einer ausführlichen Sichtung ist es möglich, dass nicht alle Studien und Publikationen aufgenommen wurden. Das Literaturverzeichnis beinhaltet Studien, die sowohl im analytischen Teil zu berücksichtigen sind als auch den theoretischen Teil stützen sollen.

In der Analyse kommt es im ersten Schritt zur Sichtung, Selektion und Betrachtung von Studien aus verschiedenen Wissenschaftsbereichen, um sich der gestellten Fragestellung zu nähern und mögliche Tendenzen bzw. Trends im Überblick herauszuarbeiten. Im zweiten Schritt werden dann einzelne ausgewählte Studien näher beleuchtet. Beide Schritte beinhalten eine Analyse der Studien anhand der Parameter aus dem dritten Kapitel des Theorieteils; sie stellen eine Art Leitfaden der Analyse dar. Zu den einzelnen Studien werden Hypothesen erarbeitet. Das narrative Review versucht, das verfügbare Wissen zu sammeln, zu strukturieren, zusammenzufassen und kritisch zu bewerten. Es handelt sich um eine wissenschaftliche Übersicht über bereits durchgeführte Studien und Untersuchungen mit einem aktuellen Überblick zum Thema „Gender-Prosodie in Polit-Talkshows“ auch unter Berücksichtigung kleinerer und bisher kaum beachteter nationaler und internationaler Studien. Die Studien werden in einen Kontext gebracht, und dabei wird auf mögliche Defizite in den bisher veröffentlichten Daten- und Wissensbeständen aufmerksam gemacht. Die aufgezeigten Tendenzen sowie generierten Hypothesen werden zusammengefasst und diskutiert, womit auch die ‚weißen Flecken‘ deutlich werden. In einer Synopse kommt es zur Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse aus dem Analyseteil, wodurch auf einen Blick Leerstellen sichtbar sind. Daraus werden einige Forschungsdesiderata entwickelt und das Resümee mit einem Ausblick formuliert.

# THEORETISCHER TEIL



# 1 Gender und Kommunikation

In vielen verschiedenen Situationen, ob im Alltag oder Beruf, ob im Privaten oder auf verschiedenen Ebenen der Gesellschaft, der Medien sowie der Politik begegnen wir dem Terminus *Kommunikation*; dabei befinden wir uns überall in Kommunikationssituationen. Im Zentrum von Kommunikation steht die Verständigung als Steuerung von Kooperation. Wir unterscheiden drei Ebenen von Kommunikation: die verbale, die paraverbale und die extraverbale Ebene mithilfe von Worten, des Sprechausdrucks und des Körperausdrucks können wir kommunizieren; alle drei Ebenen sind in jeder Kommunikationssituation mehr oder weniger stark vertreten, spielen aber alle drei eine Rolle.

Zum Terminus der Kommunikation gehört der Begriff *Gender*, der die letzten Jahre in aller Munde ist, gerade aufgrund der *Genderisierung* in gesellschaftlichen, politischen sowie beruflichen Kontexten. Im Folgenden werden zuerst der Genderaspekt mit wissenschaftlichen Disziplinen und Erklärungsansätzen sowie der Aspekt der Persönlichkeit betrachtet, um schließlich die Rhetorik mit ihrer Geschichte und einzelnen Unterdisziplinen zu beleuchten. Eine ausführlichere Darstellung von Kommunikation erfolgt im dritten Kapitel.

## 1.1 Konzepte und Erklärungsansätze der Genderforschung

Im weiteren Verlauf geht es um den Zusammenhang von Kommunikation und Geschlecht und mögliche Interdependenzen. In den Blick genommen werden einerseits die genetisch determinierten und andererseits durch die Personen und/oder durch Umwelteinflüsse erzeugten Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern in bestimmten sozialen Interaktionen. Anhand verschiedener Ansätze kommt es zur Darstellung von Zusammenhängen und zur Erklärung von Wechselwirkungen. Ebenso werden grundsätzliche Prozesse der Konstruktion von Geschlechteridentitäten und

-stereotypen in der zwischenmenschlichen Kommunikation in bestimmten sozialen Kontexten (z. B. in Face-to-Face-Interaktionen) betrachtet. Das Zusammenspiel verbaler und nonverbaler (para- und extraverbaler) Anteile der Kommunikation im Hinblick auf die Genderthematik steht dabei im Zentrum der Überlegungen. Aus der Vielzahl der Forschungsansätze (z. B. biologische, lerntheoretische, soziologische, kognitionspsychologische, sozialpsychologische und soziolinguistische Ansätze) werden zur Erklärung des Geschlechts einige ausgewählt.

### 1.1.1 Entwicklung der Genderforschung

Im Laufe der Menschheitsgeschichte kann man das Patriarchat als ein Strukturelement der meisten Gesellschaften feststellen. Nicht nur die ‚Macht‘, sondern jede ‚Gleichberechtigung‘ blieb Frauen versagt. Der erste Emanzipationsversuch der Frauen, die „Beginen-Bewegung“ (unter dem Dach der Kirche), scheiterte im 12./13. Jahrhundert (vgl. Kloerss 2003, 122). Spätestens seit der Aufklärung und der Französischen Revolution forderten die ‚Massen‘ dann Gleichheit; ob die ebenfalls ausgerufene Brüderlichkeit auch für Schwestern gelten sollte, bleibt fraglich. Eine Chancengleichheit der Frauen setzt ihre Gleichberechtigung voraus. Die Beschäftigung mit der Frage, ob Frauen rechtlich als gleichwertig zu sehen und zu behandeln sind, begann in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, u. a. mit der Möglichkeit, Frauen wählen oder studieren zu lassen:

„In den vergangenen 100 Jahren hat sich hinsichtlich der gesetzlichen Gleichstellung von Mann und Frau viel getan. Vor 90 Jahren erhielten Frauen das Wahlrecht. Vor 60 Jahren wurde die Gleichstellung von Mann und Frau ins Grundgesetz beziehungsweise in die DDR-Verfassung geschrieben. Vor 50 Jahren erließ der Gesetzgeber das Gleichstellungsgesetz. Zuletzt folgte das Antidiskriminierungsgesetz, das berufliche Benachteiligungen unter anderem aufgrund des Geschlechts verbietet. [...] Wir haben all diese wunderbaren Gesetze und Regelungen gemacht, um Männern und Frauen die gleiche rechtliche Basis zu geben.“ (Wildfeuer 2009, 7)

Ursprünglich versucht man die unterschiedliche Wertigkeit der Geschlechter mit etwas zu begründen, das die Wissenschaft als *Defizithypothese* bezeichnet: Das Weibliche wird schon grundsätzlich mit dem Maß der Männlichkeit (Männlichkeit als absolut gesetzter Wert) gemessen und somit ergibt sich das Defizit, eine Frau zu sein (vgl. Bachmann 2005, 45). Davon auszugehen, dass kein Mann zu sein schon grundsätzlich eine Schwäche bedeutet, wäre natürlich eine Diskriminierung der Frau. Und tatsächlich gab es unzählige Diskriminierungen von Frauen durch soziale Ungleichheiten, indem sich hierarchische Zuweisungen innerhalb der früheren Stände- und späteren Klassengesellschaft herausbildeten und etablierten. Da nur die Frau die biologische Reproduktion leisten konnte, wurde sie auf die Rolle als Mutter und Hausfrau festgelegt (vgl. Lenz 2009, 168). Aus heutiger Sicht wird dies häufig als Gewohnheitsrecht dargestellt, weil es keine festgeschriebenen Normen oder Standards männlicher oder weiblicher Verhaltensweisen und Rollenmuster gegeben habe: Eine „Norm ergab sich vielmehr aus der ausschließlich männlichen Präsenz.“ (Bachmann 2005, 45) Das ist jedoch historisch nicht korrekt, denn es gab sehr wohl festgeschriebene Rollen von Frauen, die aber nicht denen der Männer entsprachen (z. B. Verhaltensweisen von Frauen am Hofe, in der Gesellschaft usw.). Auch das Frauenwahlrecht oder die Möglichkeit, zu studieren oder sogar zu lehren (Professorenamt), entwickelten sich schon Anfang des 20. Jahrhunderts. Wer also in den 1960er-Jahren eine Aufarbeitung des Defizits ankündigte, übersah Errungenschaften, die schon viele Jahre zuvor von Frauen erreicht wurden, denn sie kämpften schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts für ihre Rechte. Trotzdem musste die Mehrzahl der Frauen tatsächlich auf allen gesellschaftlichen Ebenen eher im Hintergrund bleiben. Sie begannen zunehmend deutlich ihren Unmut und ihre Unzufriedenheit zu zeigen, was schließlich in den USA Anfang der 1960er-Jahre in der feministischen Bewegung kulminierte (vgl. Bachmann 2005, 45).

Seitdem unterscheidet man, auf die Frauenbewegung reagierend, das biologisch gegebene (*sex*) vom sozial konstruierten Geschlecht (*gender*). Die von J. W. Money, J. L. und J. Hampson (1955) in die Diskussion eingebrachte Unterscheidung von *sex* (Geschlecht als Körper) und *gender* (Geschlecht als Geschlechtsidentität) hat auch zur Differenzierung von biologischem und sozialem Geschlecht geführt (vgl. Dausien/Thon 2009, 336). S. J. Kessler und

W. McKenna (1978) betonen, Gender sei eine soziale Konstruktion, indem Geschlechtszuschreibung (attribution) des Einzelnen durch seine Mitmenschen erfolgt und dadurch die Geschlechtszugehörigkeit festgelegt wird. Diese Meinung wird in der feministischen Frauenforschung geteilt, die sich auf den Sozialkonstruktivismus (Berger/Luckmann 1969) beruft, wenn sie behauptet, gesellschaftliche Realität werde grundsätzlich konstruiert.

Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts wendet man sich in der Folge immer mehr von der Vorstellung eines Rangunterschiedes ab, dass das Männliche als absolut gesetzter Wert zu sehen sei und das Weibliche dazu in Relation stehe. Zuspruch gewinnt somit die *Differenzhypothese*, der zufolge anders zu sein nicht mehr als defizitär gilt. Frauen betonen nun selbstbewusst die Unterschiede zum Männlichen (vgl. Bachmann 2005, 45). Im Fokus steht dabei nicht mehr die Kompensation eines Mangels, sondern die Betonung des Unterschieds.

Das Konzept der Differenz stellt keine ausreichende Begründung dar und führt dazu, dass Erklärungen anhand konstruktivistischer Konzepte erfolgen (vgl. Klann-Delius 2005, 14). Dazu gehört die Annahme, dass die gesellschaftlich festgelegte Rolle des weiblichen Geschlechts konstruiert sei. Die beiden Geschlechterrollen seien keine a priori feststehenden (biologisch vorbestimmten) Kategorien mit unverrückbaren Grenzen, sondern veränderbare Größen (vgl. Bachmann 2005, 46). In diesem Kontext muss das Konzept des *Doing Gender* genannt werden, das nach dem 1987 gleichnamig erschienenen Aufsatz von C. West und D. Zimmerman benannt ist. Sie folgen dabei H. Garfinkel (1967) und S. Kessler/W. McKenna (1978), indem sie eine konstruktivistische Geschlechtertheorie vorlegen, in deren Mittelpunkt die soziale Interaktion steht. Auch sie betonen eine soziale Konstruktion des Geschlechtes (vgl. Gil-demeister 2008, 137). Dadurch, dass das Geschlecht kein Merkmal sei, sondern durch Prozesse konstruiert und hervorgebracht werde, liegt der Fokus nicht auf der Perspektive des Betroffenen und seines naturgegebenen (biologischen) Geschlechts, sondern darauf, wie seine Mitmenschen ihn wahrnehmen. West/Zimmerman erklären *Doing Gender* durch den sozialen Kontext und die Interaktion, wodurch die Geschlechtszugehörigkeit aktiv hergestellt wird. Die Annahme sei zwar eine naturgegebene Differenz der Geschlechter, aber Gender sei die stetige Ausgestaltung bzw. ein kontinuierlicher Herstellungsprozess

(vgl. Gildemeister 2008, 137). Die Frage ist, ob hier Schein und Sein verwechselt werden, wenn sich die Wahrnehmung auf das eigene Urteil auswirkt und das Fremdurteil somit das Phänomen bestimmt.

Auch vor dem Hintergrund der Transsexualität sieht der Ansatz des Doing Gender die Zugehörigkeit und die Identität mit einem Geschlecht als Produkt eines kontinuierlich konstruierenden Prozesses, beispielweise durch Sprache, Kleidung oder Verhaltensweisen (vgl. Günthner 1997, 134 ff.). Zimmerman und West versuchen eine dreigliedrige Differenzierung dieses Prozesses zu erstellen. Von *sex* als „die Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts aufgrund sozial vereinbarter biologischer Kriterien“ (Gildemeister 2008, 138) über *sex-category* als soziale Geschlechtszuordnung im alltäglichen Leben (muss nicht mit der Geburtsklassifikation identisch sein) bis zu *gender* als „die intersubjektive Validierung in Interaktionsprozessen durch ein situationsadäquates Verhalten und Handeln im Lichte normativer Vorgaben“ (ebd., 138) erfolgt dieser Prozess. Geschlecht wird demnach letztendlich erst im Verlauf von Interaktion konstruiert.

J. Butler (1990) geht noch weiter und meint, dass neben dem Konstruktionscharakter des sozialen auch der des biologischen Geschlechts in den Blick genommen werden sollte. Es sei denkbar, dass Geschlecht und Geschlechtsidentität schon immer identisch gewesen seien, so dass sie zwar analytisch betrachtet werden könnten, in ihrer Wirkung jedoch nicht voneinander zu trennen seien und kein wirklicher Zugang zum biologischen Geschlecht direkt bestehe (vgl. Butler 1995, 26). Aufgrund der Tatsache, dass die Geschlechtsidentität nicht nur eine kulturelle Zuschreibung für das anatomische Geschlecht sei, sondern für etwas stehe, das die Geschlechter (*sexes*) selbst konstituierten, dürfe man Geschlecht und Geschlechtsidentität nicht unterscheiden (vgl. Butler 1991, 24). Kulturelle und kulturspezifische Strukturen seien verantwortlich für die Umgestaltung des biologischen Geschlechts in Geschlechteridentitäten, die ihrerseits wiederum Einfluss darauf ausübten, wie der geschlechtliche Körper wahrgenommen werde (vgl. Sielke 2016, 604). Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass biologische Determinanten angezweifelt werden; es scheint aber wenig plausibel anzunehmen, das biologische Geschlecht werde durch soziale Einflüsse verändert.

Butler beruft sich weiterhin auf S. de Beauvoirs Behauptung, man komme nicht als Frau zur Welt, sondern werde erst zu einer gemacht (vgl. Butler 1991, 25 ff.). Demnach wäre die Geschlechteridentität eine Konstruktion, die man übernehmen oder sich aneignen kann. De Beauvoir (1949) wird dabei falsch übersetzt: „On ne naît pas femme: on le devient.“; das heißt: Man wird nicht als Frau geboren, sondern ‚wird‘ erst Frau. Der Satz schränkt seine Aussage auf die soziale Rolle der Frau ein und impliziert damit, dass biologisches und soziales Geschlecht nicht identisch sind. Sie negiert dadurch nicht die Tatsache, dass es durchaus ein biologisches Geschlecht gibt. Aber das soziale Geschlecht der Frau wird im Verlauf der Sozialisation erst anerzogen. Butler schließt daraus, dass in gleichem Maße die männliche Geschlechteridentität vermittelt werden könnte, da Geschlecht und Geschlechtsidentität ohnehin nicht trennbar seien. J. Lorber (1999, 61 f.) behauptet, dass die Geschlechtsidentität nicht an die Anatomie gebunden sei, vielmehr müssten Menschen erst lernen, Mann oder Frau zu sein. In einer Konditionierung würde ihnen durch Vorbild und Erwartungshaltung der sozialen Umwelt ein geschlechtsspezifisches Rollenverhalten anerzogen. Zudem verweist H.-J. Voß (2018) in diesem Zusammenhang darauf, dass es widersprüchliche biologische Erkenntnisse aus verschiedenen Denkschulen gebe. Unter anderem sei die Frage nach dem biologischen Geschlecht nicht unumstritten (vgl. Voß 2018, 126 f.). Es zeigt sich, dass Gender und Sex keine eindeutigen Begriffe sind. Der Konstruktionscharakter der beiden Variablen muss nach Z. De Luca-Hellwig (2016, 34) somit immer wieder als Voraussetzung für eine objektive Betrachtung berücksichtigt werden. In diesem Kontext ist darauf hinzuweisen, dass Denkschulen Begriffe verändern können. Die Soziologie sieht aus ihrer eigenen Sicht der Dinge, alles als gesellschaftlich motiviert und nichts als natürlich an, festgeschriebene Fakten werden ignoriert. Damit wird deutlich, dass immer die entsprechende wissenschaftliche Perspektive zu berücksichtigen ist, hier die der Biologie (Naturwissenschaften) und die der Soziologie: „Die Trennung von *sex* und *gender* hat enorme Vorteile gebracht, um gegen einen Alleinerklärungsanspruch der Geschlechterunterscheidung durch biologische Determination argumentieren zu können.“ (Küppers 2012, 4) Deutlich wird dabei, dass es nicht nur die eine Sichtweise gibt, sondern dass Anlage und Umwelt zusammen entscheidend sind. De Beauvoir muss in diesem Kontext wieder genannt werden, denn ihr

Werk „Le Deuxième Sexe“ („Das andere Geschlecht“) selbst, aber auch dessen Rezeption zeigt, dass Aussagen unterschiedlich bewertet und ausgelegt werden. Dass man zu einer Frau werde, ist ein Satz aus Beauvoirs Buch. Das nimmt I. Galster (2010, 111) auf, indem sie Beauvoirs Aussage als eine Erziehung durch Konditionierung und Dressur übersetzt. Folgt man dieser Sichtweise, wird Erziehung als Konditionierung abgewertet und allen Frauen bzw. ihren Eltern vorgeworfen. Wir sind und wurden nur deswegen Frauen, weil eine Art Dressur stattgefunden hat. Diese Annahme ist sehr einseitig und steht außerdem im Widerspruch zur interaktionstheoretischen Soziologie, die Sozialisation als aktiven und wechselseitigen Prozess versteht.

Die Geschlechterforschung hat sich in den achtziger und neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts aus den amerikanischen Frauenstudien der siebziger Jahre entwickelt (vgl. Sielke 2016, 601). Die Ausweitung der *Women's Studies* zu den *Gender Studies* spielt sich vor dem Hintergrund einer Kritik am Strukturalismus ab. Bei den *Women's Studies* stellt das Konzept der Geschlechterdifferenz sowohl wissenschaftliches als auch politisches Potenzial dar. Dies verändert sich, indem die *Gender Studies* nicht mehr ausschließlich das Geschlecht der Frau betrachten. Das Geschlecht wird dadurch als relationale Kategorie mit z. B. Geschlechteridentität umschrieben (vgl. ebd., 601). Die *Gender Studies* betonen, dass das Geschlecht als biologisches Geschlecht vielen Zwängen unterworfen sei. Einem biologischen Determinismus widerspricht man, infolgedessen wird Gender als ein veränderbares „konstitutives Moment kultureller Beziehungen und Prozesse“ (Sielke 2016, 602) verstanden. Indem die interdisziplinäre Forschungsrichtung der *Gender Studies* Geschlechterbeziehungen als Ergebnis aus verschiedenen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen sieht, kommt es zu einem Paradigmenwechsel in Sprach-, Geistes- und Kulturwissenschaften. In diesem Kontext sind J. Derrida oder T. de Lauretis zu nennen, die die Konstruktion des Geschlechtes über soziale und kulturelle Entwicklungen hervorheben (vgl. de Lauretis 1987, 3). Die Ansicht, das Geschlecht sei nur diskursiv und konstruierbar, erscheint problematisch, da die Körperlichkeit keine Einbildung ist (vgl. Sielke 2016, 603). Dies zeigt sich beispielsweise an Personen, die sich im falschen Körper geboren fühlen.

Die *Gender Studies* stellen Ende der 1980er-Jahre den Begriff des Geschlechts wieder auf den Prüfstand und bringen neue Aspekte und Fragen

in die Diskussion ein. Butler beschreibt dabei mit ihrem Konzept der *Gender Performativity* die Geschlechteridentität als performativen Akt. Das bedeute jedoch nicht, dass das Geschlecht so beiläufig angenommen oder gewechselt werden könne. Auch sei eine feste Zuordnung weder durch die Natur noch durch die Kultur begründbar, vielmehr zeige sich das Geschlecht in der je aktuellen Realisierung der Beziehung zwischen beiden (vgl. Sielke 2016, 603).

Auf die Phase der Konstruktionskonzepte des Geschlechts schließt sich die seiner *Dekonstruktion* an. Unter diesem Fokus geht man davon aus, dass das Geschlecht nicht die zentrale Identitätskategorie darstellt. Andere Kategorien, wie beispielweise Bildung oder Herkunft, seien wichtiger. *Relevanzgraduierung* wird von Kotthoff bevorzugt, auch wenn es synonym zu *Undoing Gender* ist. Für sie suggeriere ‚undoing‘ zu stark, die Kommunikation von Geschlecht in Kleidung, Stimme, Intonation und Verhalten sei verzichtbar. Dabei nimmt sie auf Hirschauer Bezug, der von einem *Kontinuum der Saliency* spricht (vgl. Kotthoff 1996). „Frauen in Führungspositionen sind etwa Männern in vergleichbaren Positionen ähnlicher als Kassiererinnen im Supermarkt.“ (Bachmann 2005, 46) Die binäre Aufteilung gilt es aufzuheben; eine nicht-geschlechtliche Identität ist jedoch nicht denkbar, genauso wenig wie Alter, sozialer Status oder Ethnizität wegzudenken sind (vgl. Faschingbauer 2002, 59).

Danach entwickelt sich die *Queer-Forschung* oder *Queer-Studies*, die auf eine Dekonstruktion abzielt und sexuelle Identitäten untersucht. Dabei wird das Gender-Mainstreaming berücksichtigt, das sich als Resultat der jahrzehntelangen Forschung ergeben hat. Es ist ein Konzept oder eine politische Strategie, um sowohl männliche als auch weibliche Identitäten anzuerkennen (vgl. Klann-Delius 2005, 17). Weitere Perspektiven werden eröffnet, wie beispielsweise Gender und Diversity, d. h. es geht konkret um den Umgang mit Differenzen und Identitäten (vgl. Dausien/Thon 2009, 345).

Aus heutiger Sicht können wir festhalten, dass sich die Geschlechterrollen innerhalb unserer Gesellschaft gewandelt haben (vgl. Hannover 2006, 464). Unter Geschlechterrolle bzw. Geschlechterrolle wird eine Sammlung von Erwartungen und Anforderungsstrukturen verstanden, die Menschen an eine Person richten, die eine bestimmte soziale Position und Eigenschaften aufweist (vgl. ebd., 464; Dausien/Thon 2009, 337). Der Fokus der Forschung richtet sich auch auf den sozialen Kontext und die politischen Rahmenbedingungen, unter

denen Menschen aufwachsen und leben (vgl. Deaux/LaFrance 1998). D. N. Ruble und C. L. Martin (1998) entwickelten eine Taxonomie von Dimensionen, zur Beschreibung von Geschlechtsunterschieden: 1. Konzepte, 2. Identität und Selbstwahrnehmung, 3. Präferenzen und 4. Verhaltensweisen. Diese Dimensionen können auf verschiedene inhaltliche Ebenen bezogen werden, wie z. B.: persönliche Interessen, tägliche Aktivitäten und soziale Kontakte (vgl. Hannover 2006, 465). Hinsichtlich der Unterschiede zwischen den Geschlechtern kann nach Hannover festgehalten werden: Die Kompetenz, männliche und weibliche Stimmen und Gesichter zu unterscheiden, wächst mit dem Fortschritt im Entwicklungs- und Sozialisationsprozess des Beobachtenden, ist aber unabhängig vom Geschlecht (vgl. ebd., 465). Bezüglich Identität und Selbstwahrnehmung wird festgestellt, dass Frauen sich selbst kritischer beurteilten und ein geringeres Selbstwertgefühl hätten. Geschlechtsunterschiede gibt es auch hinsichtlich der persönlichen Vorlieben, wie z. B. bei Freizeitaktivitäten oder der schulischen und universitären Ausbildung. Dabei präferierten und damit bestätigten Mädchen und Frauen meist die gesellschaftlichen mit der Frauenrolle assoziierten Erwartungen; die Ausführungen zu Selbstwahrnehmung und Präferenzen für Mädchen und Frauen sind so pauschal nicht zu akzeptieren. Im konkreten Verhalten sind nach Hannover ebenfalls Unterschiede zu beobachten: Frauen sind weniger physisch aggressiv als Männer, und Mädchen zeigen ab dem Schuleintritt bessere verbale Fähigkeiten als Jungen (vgl. ebd., 465 f.). Dabei kann auf biologische Faktoren hingewiesen werden, z. B. dass das Hormon Testosteron stärker bei Männern vertreten ist und demzufolge potenziell aggressiver macht als das bei Frauen überwiegende Östrogen. Womöglich kann die meist körperliche Unterlegenheit von Mädchen die Tendenz erklären, weshalb sie anstelle körperlicher Auseinandersetzungen zur Entwicklung klügerer (raffinierterer) Strategien bewegt werden. „Der Vorteil der Mädchen in verbalen Leistungen kann [auch] als Folge früherer (hormoneller) Reifung auf Kosten visuell-räumlicher Leistungen interpretiert werden.“ (Burba 2006, 30)

### 1.1.2 Sozialpsychologische Theorien

Es ist davon auszugehen, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede des Erlebens und Verhaltens und, daraus folgend, der Sprache zunächst genetisch und hormonell verursacht werden. Darüber hinaus ist die aktive Konstruk-

tion der Geschlechterrollen durch Fremdbeeinflussung sowie durch eigene Beteiligung zu berücksichtigen (vgl. Wollner 2019, 30). Sozialpsychologische Theorien versuchen den Unterschied der Geschlechterrollen auf verschiedenen Ebenen zu erklären: zum einen auf der Ebene kognitiv ablaufender Vorgänge und zum anderen auf der Ebene sozialer Situationen und übergeordneter sozialer Systeme (vgl. Hannover 2006, 467). Die erste Annahme dieser Sichtweise ist, dass das jeweilige Geschlecht in sozialen Kontexten und Situationen konstruiert wird. Wichtig in diesem Prozess sind die Erwartungshaltungen, auf die eine Person in einer Gruppe oder Gesellschaft reagieren muss und die diese Person umgekehrt, ihrer Vorstellung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ entsprechend, an sich selbst, aber auch an andere Gesellschafts-, Gruppen- oder Familienmitglieder richtet. K. Deaux und M. LaFrance (1998) verdeutlichen, dass es verschiedene Faktoren in sozialen Interaktionen gibt, die dazu beitragen, ob das Geschlecht einer Person in einer Situation, wie z. B. der Polit-Talkshow, an Bedeutung gewinnt oder nicht. Folgende Faktoren sind zu unterscheiden (vgl. Hannover 2006, 467):

- Die Geschlechterstereotype, d. h. Erwartungen, welche Eigenschaften (Charakter, Temperament, Stimme, Sprechweise, Körperausdruck) Männer und Frauen möglicherweise aufweisen und in sozialen Rollen präsentieren, wobei eine Kompetenz-/Inkompetenz-Dimension und eine Wärme-/Kälte-Dimension vermutet wird. Frauen werden bei der Kommunikation im Vergleich mit Männern als weniger kompetent wahrgenommen, zeigen aber mehr Wärme als Männer (vgl. Fiske et al. 2002). Die Geschlechterstereotype beeinflussen sowohl die Wahrnehmung anderer Menschen als auch die Selbstwahrnehmung. Als Beispiel kann der von C.M. Steele (1997) eingeführte Begriff der *Stereotypenbedrohung* (*stereotype threat*) dienen, der besagt: Wenn eine Person zu einer Gruppe mit negativem Stereotyp gehört, fühlt sie sich allein dadurch schon bedroht. Sie ‚läuft Gefahr‘, durch ihr Verhalten das bekannte negative Stereotyp potenziell zu erfüllen. Diese Stereotypenbedrohung kann selbst dann empfunden werden, wenn die betreffende Person selbst gar nicht an dieses Bild bzw. den negativen Stereotyp glaubt (vgl. Steele 1997, 618).

- Das Wissen über das eigene Geschlecht und der angenommenen Geschlechterrolle, d. h. das Ausmaß, in dem Menschen sich selbst als männlich

oder weiblich definieren und ihr Wissen über das eigene Geschlecht bei der Verarbeitung neuer Informationen verwenden.

- Die Salienz des Geschlechtes, die besagt, dass bestimmte Faktoren beeinflussen, ob das Geschlecht in einer konkreten Situation – hier in der Polit-Talkshow – bedeutsam ist oder im Laufe der Diskussion an Bedeutung gewinnt. Gerade in einer gemischtgeschlechtlichen Diskussionsrunde ist die Salienz des Geschlechts offensichtlich und wird zudem eventuell durch physische Attraktivität und Persönlichkeitszuschreibungen wie Sympathie situativ noch weiter hervorgehoben (vgl. Hannover 2006, 469).

In diesem Bereich haben sozialpsychologische Erklärungsversuche ihre Stärke, da sie die situativen Faktoren und den sozialen Kontext in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen rücken. Nachdem bisher der Genderaspekt, auch historisch gesehen, und die damit zusammenhängenden sozialpsychologischen Erklärungsansätze betrachtet wurden, wird im Weiteren die Bedeutung der Linguistik in diesem Kontext beleuchtet.

### 1.1.3 Linguistische Geschlechterforschung

Ein Vorreiter der linguistischen Geschlechterforschung ist O. Jespersen, der sich in den 1920er-Jahren mit geschlechtsspezifischen Sprachformen bei Männern und Frauen beschäftigt. Erst die Frauenbewegung Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre führt zur Entstehung der linguistischen Geschlechterforschung als wissenschaftlicher Disziplin, denn die Soziolinguistik der 1960er-Jahre spart noch den Sprachgebrauch von Frauen aus (vgl. Braun 2004, 11). Sie behauptet, das Sprachverhalten sei sowohl Ursache als auch Wirkung der Benachteiligung und Machtlosigkeit der Frau (vgl. ebd., 13). M. R. Key, C. Kramer, R. Blakar u. a. beschäftigen sich zu dieser Zeit mit Sprache und Geschlecht; R. Lakoff (1975) gibt dann mit „Language and Woman's Place“ einen wichtigen Impuls für die linguistische Frauenforschung, auf den empirische Untersuchungen und eine öffentliche Diskussion folgen. Lakoff macht u. a. auf folgende Merkmale weiblichen Sprachverhaltens aufmerksam: Frauen benutzen schwächere Ausrufe und Adjektive, stellen häufiger Fragen oder drücken sich höflicher als Männer aus. Sie sieht in diesem weiblichen Sprachstil, den Mädchen bereits früh lernen, die Ursache dafür, dass Frauen benachteiligt sind und nicht auf Augenhöhe mit Männern wahrgenommen werden.

S. Trömel-Plötz (1978) stößt dann die Diskussion in Deutschland an und gibt mit „Linguistik und Frauensprache“ die Initialzündung für Studien und eine Auseinandersetzung mit der Thematik. Trömel-Plötz und Lakoff stimmen in vielem überein, so auch in ihrer Überzeugung, dass Frauen sich in einer Art Dilemma befänden: Sprächen sie weiblich, würden sie zwar anerkannt, blieben aber machtlos; sprächen sie aber wie Männer, würden sie als ‚Emanze‘ verspottet oder gar beschimpft. Es wird immer wieder herausgestellt, Frauen redeten anders als Männer und weibliches Sprechen sei hinderlich (vgl. Braun 2004, 14). Die damals angestoßene Diskussion hatte empirische Untersuchungen zu geschlechtstypischem Sprachverhalten zur Folge; diese ergaben u. a., dass sich Frauen eher an die hochsprachliche Norm halten, im Gegensatz zu Männern; Männer ergreifen öfter das Wort und äußern sich in längeren Passagen; Frauen benutzen Minimalreaktionen wie ‚hm‘, ‚ja‘ und zeigen dadurch ihr Interesse am Gegenüber, während Männer weniger Minimalreaktionen benutzen (vgl. ebd., 14 f.). Alles in allem wird Frauen immer wieder ein eher kooperativer und Männern ein kompetitiver Gesprächsstil attestiert. Frauen achteten in Dialogen mehr als Männer auf die Beziehung zu ihrem Gegenüber (vgl. ebd., 15). A. Mulac hat 1999 in eigenen Untersuchungen geschlechtstypische Unterschiede festgestellt, die sich zum Teil zwar mit denen von Lakoff und Trömel-Plötz decken, jedoch nicht überall in gleichem Ausmaß bestätigt werden. Ein Grund, warum man die festgestellten Unterschiede nicht gleich zu kategorialen Kriterien erheben sollte: „Frauen und Männer machen lediglich unterschiedlich häufig Gebrauch von Formen aus einem insgesamt gleichen Repertoire.“ (Braun 2004, 16) Trömel-Plötz bezeichnet Frauengespräche als Idealgespräche bzw. die weibliche Sprache habe den Status eines Idealkonzepts; Frauengespräche hätten fast heilende Qualität (vgl. Trömel-Plötz 1996, 368; 375). Sie erkennt wie Lakoff im Sprachgebrauch eine Differenz zwischen Mann und Frau, wobei sie den Gesprächsstil der Frau als moralisch besser bewertet, während Lakoff an ihm kritisiert, dass er nicht dienlich sei, kommunikative Vorhaben entsprechend umzusetzen (vgl. Faschingbauer 2002, 63). Die Unterstellung heilender Wirkung und moralisch höherer Qualität weiblichen Sprachgebrauchs scheint fragwürdig. Außerdem wirkt es für die Gleichstellung der Geschlechter kontraproduktiv, einen kausalen Zusammenhang von Geschlecht und Qualität des Sprachgebrauchs zu behaupten, denn: Wer Frauen grundsätzlich mehr Kom-

petenz als Männern zuschreibt, sorgt nicht für Gleichstellung, sondern kehrt nur den Spieß bisheriger Ungerechtigkeit um. Ebenso gilt umgekehrt: Es gibt sowohl anatomisch als auch sozial-konstruktivistisch bedingte Unterschiede des Denkens und Sprechens zwischen Frau und Mann. Was die Anatomie angeht, denke man als Beispiel nur an das bei Frauen dickere *Corpus callosum*, das eine bessere und schnellere Zusammenarbeit der beiden Hirnhemisphären ermöglicht (vgl. Johnson et al. 1994; Friederici 2010).

Folgt man der Ansicht von Trömel-Plötz, muss man konstatieren, dass damit Gespräche unter Frauen Gefahren bergen. Eine zu kooperative Haltung führt bei gegenteiligen Meinungen eventuell zu keiner Lösung; mit höflichem Vermeiden strittiger Ansichten kann man sich im Kreis drehen und kein Ziel erreichen, denn Sprechen um des Sprechens willen ist nicht zielführend. Eine übertriebene Akribie oder der Hang, nur Tatsachen gelten zu lassen und ‚weiche‘ Fakten zu verschmähen, könnten in solchen Gesprächen – natürlich auch unter Männern – zum Problem werden.

D. Tannen (1991), die mit Veröffentlichungen wie der Theorie der *Zwei Kulturen* bekannt geworden ist, versucht dann, zwischen dem Defizit und der ‚heilenden‘ Wirkung von Frauengesprächen (auf die Defizit-/Differenztheorie-Diskussion rekurrierend) mit einem Kompromiss zu vermitteln: die Geschlechter reden anders, aber gleich gut (vgl. Tannen 1991, 331 ff.). Tannen bezieht sich zum Teil auf D. Maltz und R. Borker (1982, 203), die Geschlechter-Dialekte (*Genderlekte*) ausmachen, deren Verschiedenheit Missverständnisse verursachen kann. Minimalreaktionen würden zum Beispiel von Frauen als Signal für ihre Aufmerksamkeit benutzt, während sie im männlichen Genderlekt Zustimmung („Ich gebe dir recht.“) anzeigten (vgl. Maltz/Borker 1991). Da man Aufmerksamkeit häufiger anzeige oder vorgebe als Zustimmung, benutzten Frauen (kooperativer Gesprächsstil) häufiger Minimalreaktionen als Männer (kompetitiver Gesprächsstil). Tannen und Maltz/Borker erklären diese Genderlekte damit, dass sich Mädchen und Jungen innerhalb ihres Geschlechtes zueinander gesellten, wozu die Mädchen eher durch Gemeinsamkeit und Beliebtheit und Jungen eher durch Konkurrenz und Hierarchie motiviert würden. Zwischen fünf und fünfzehn Jahren erwerben Jungen und Mädchen ihre Verhaltensmuster innerhalb gleichgeschlechtlicher Peergroups (vgl. Maltz/Borker 1982, 204 ff.). Das Resultat sind unterschiedliche Kommunikationsstile. Tannen und

Maltz/Borker gehen von Differenzen im Kommunikationsverhalten und in den Gesprächsstrategien der Geschlechter als kulturelle Erscheinung aus. Dieser Auffassung folgend dürfte es in Konversationen ausschließlich zwischen Frauen oder Männern keine Missverständnisse geben, was jedoch nicht real ist (vgl. Faschingbauer 2002, 61). „Analog zu Angehörigen unterschiedlicher Kulturen wird Frauen und Männern abgesprochen, die jeweils andere geschlechtsspezifische Interpretation zu kennen.“ (Faschingbauer 2002, 61) Ein Beispiel: Fragen hätten bei Frauen die Funktion, Gespräche in Gang zu halten, während Männer mit ihnen Informationen einforderten. Oder die oben erwähnten Hörsignale, die bei Männern Zustimmung, aber bei Frauen Aufmerksamkeit und Interesse anzeigten. In diesem Zusammenhang werden Stereotype bedient, nach denen Männer und Frauen verschiedenartige ‚Wesen‘ mit einer eigenen Sprache wären. T. Faschingbauer (2002, 72) lehnt die Begrifflichkeit und damit auch das Vorkommen der Genderlekte ab und bestreitet, dass männlicher Sprechweise Kompetenz oder weiblicher Sprechweise Kooperationsfähigkeit zuzuordnen seien.

Einen weiteren theoretischen Analyseansatz stellt das bereits genannte Konzept des Doing Gender nach West/Zimmerman dar. Man geht zwar auch von Differenzen der Geschlechter aus, aber das Geschlecht wird als Konstrukt durch Sprache gesehen und nicht als außersprachliche Variable. Durch den sozialen Kontext entstehe nicht nur das Geschlecht mit seinen typischen Verhaltensweisen, es werde vielmehr auch fortwährend bestärkt, wie z. B. bei den Minimalreaktionen, durch die Frauen ihr Kooperativsein zeigten. Dies werde mit Weiblichkeit assoziiert, was wiederum ihr Geschlecht unterstreiche. Während West/Zimmerman im Doing Gender einen unvermeidbaren Automatismus sehen, der fortlaufend in allen Situationen zu finden ist, hält ihn E. Goffman für fakultativ und S. Günthner behauptet, dass das Geschlecht je nach Situation in den Hintergrund rücken kann (vgl. Braun 2004, 21).

Seit den 1990er-Jahren stellt man geschlechtsspezifische Unterschiede des Sprachverhaltens in Frage. K. Frank (1992) z. B. geht nicht wie die oben genannten Theorien von geschlechts-typischen Sprachunterschieden aus. Ihrer Meinung nach gibt es differenziertere Kategorisierungen als die nach Geschlecht, nämlich beispielsweise nach: Beruf, Bildungsstand, Herkunft (Schicht/Milieu) (vgl. Frank 1992, 143). So hätten eine Geschäftsfrau und eine

Landwirtin weniger gemeinsam als eine Geschäftsfrau und ein Geschäftsmann; die sozialen Merkmale werden hier als entscheidender erachtet als das Geschlecht (vgl. Braun 2004, 22). Dies erinnert an die oben genannte Relevanzgraduierung von Kotthoff. Aber es sollte hinzugefügt werden, dass die soziale Rolle zu betrachten ist: Je nach Kontext hat die Geschäftsfrau außerhalb ihres Berufes doch auch viel mit der Verkäuferin oder Landwirtin gemeinsam. Die Situation und der Kontext spielen ebenso einen entscheidenden Part. Frank kritisiert, dass man von sprachlichen Geschlechtsunterschieden ausgeht, weil man einfach erwartet, dass es im Sprachbereich geschlechtsspezifische Unterschiede geben muss. Diese Stereotype resultieren aus Sprachnormen, aber ebenso aus Annahmen bzw. Erwartungshaltungen, die sich dann wiederum verfestigen und weitergegeben werden (vgl. Frank 1992, 145). Mulac et al. (1985) stellten fest, dass Versuchspersonen Äußerungen, die einmal einer Frau und einmal einem Mann zugeschrieben werden, unterschiedlich bewerten. Die Betrachter solcher Unterschiede nehmen also anscheinend nur das wahr, was sie als Vorannahme schon hatten. „Der viel zitierte ‚weibliche‘ oder ‚männliche‘ Stil könnte demnach eine Art optische Täuschung sein und nicht so sehr ein getreues Bild tatsächlichen Verhaltens.“ (Braun 2004, 23) Braun weist darauf hin, dass Gottburgsen et al. (2005) die Annahme Franks stützen, jedoch mit leichten Abstrichen. Geschlechtsstereotype spielen beim kommunikativen und sprachlichen Verhalten eine Rolle, da sie einerseits das Verhalten der Sprecher und andererseits die Wahrnehmung solcher Äußerungen durch andere beeinflussen (vgl. Braun 2004, 23). Die Tendenz eines männlichen oder weiblichen Sprachverhaltens ist festzustellen, wobei sich aber das Geschlecht mit anderen Faktoren zusammen auf die Wahrnehmung auswirkt. Dieser Aspekt der Sprachwahrnehmung hat Einfluss auf die Art und Weise, wie soziale Informationen aufgenommen, verarbeitet sowie im Gedächtnis gespeichert und bewertet werden. Nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch das Verhalten wird gelenkt, da man unterschiedliche Erwartungen hat, wie Frauen und Männer in der jeweiligen Situation – nicht nur sprachlich – reagieren (vgl. Gottburgsen 2004, 28). Außerdem geht man im Sinne des Doing Gender nicht von unterschiedlichen Sprachen, sondern von einem weiblichen und männlichen Sprachstil aus, der aber nicht genetisch festgelegt ist. Je nach Situation

können Menschen ein Geschlecht inszenieren oder nicht und deshalb sind die Verhaltensmerkmale nicht immer gleich stark ausgeprägt (vgl. Braun 2004, 24).

#### 1.1.4 Gender in der Soziolinguistik

Der Genderaspekt ist in engem Zusammenhang mit sozialen Kategorien zu sehen und soll im Folgenden durch einige Beispiele und Rekurse auf bisherige Studien näher beleuchtet werden. Es geht um die soziale Einordnung des Genderaspektes; die Beleuchtung der nonverbalen Kommunikation dient dabei nur als Grundlage. Der Fokus liegt auf dem Sprachgebrauch; auf einzelne Aspekte wird im analytischen Teil näher eingegangen. Nach P. Trudgill (1972) oder K. J. Mattheier (1980) sprechen Frauen eher die Standardvarietät. Bereits 1958 hat J. L. Fischer das Sprechen von Mädchen und Jungen zwischen drei und zehn Jahren auf die Aussprache von ‚-g‘ hin untersucht. Die Aussprache dieser Variablen dient zur Unterscheidung englischer Soziolekte (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 245). Es gibt einen Unterschied zwischen der formellen und der informellen Gesprächssituation (‚n‘ wie bei *singin*), aber auch zwischen den Geschlechtern, denn die Jungen benutzten mehr ‚in‘ als die Mädchen, die mehr standardorientiert sprachen. Außerdem verglich Fischer einen, wie er ihn nannte ‚Modelljungen‘ (nach Auskunft der Lehrer: beliebt, vernünftig) mit einem typischen Jungen und stellte fest, dass ersterer fast nur ‚ing‘-Endungen, während der andere beide Formen benutzte. Sprache dient u. a. zur Selbstinszenierung und durch ein Nichtstandardsprechen kann man sich von anderen abgrenzen; es zeigt eine Unangepasstheit (vgl. ebd., 245). Außerdem beobachtete Fischer, dass die Wahl der Endungen bei bestimmten Verben abhängig von Geschlecht, Klasse, Persönlichkeit oder Stimmung ist (vgl. Fischer 1958, 51). Diese Faktoren gelten noch heute als relevant. S. F. Kiesling (1998) stellte diese Unangepasstheit ebenso beim Benutzen von Nichtstandardformen fest.

W. Labov untersuchte Ende der 60er-Jahre in seinen Kaufhausstudien die ‚r‘-Aussprache, z. B. in solchen Wörtern wie *fourth floor* (vgl. Labov 1966). Er stellte fest, dass die Aussprache des ‚r‘ stark mit der sozialen Schicht zusammenhängt: ‚r‘ wurde in teureren Kaufhäusern öfter ausgesprochen und am Wortende häufiger artikuliert als vor einem Konsonanten; oder auch: Die Angestellten des ‚mittleren Kaufhauses‘ sprachen es besonders korrekt aus. Dieses Phänomen bezeichnet u. a. Labov als *Hyperkorrektur*. Gerade Ange-

hörige der niederen oder oberen Mittelschicht sprachen deutlicher als die der niederen oder oberen Arbeiterklasse. Diese soziale Aufwärtsmobilität über die Sprache fand man später auch bei Frauen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 247). R. Macaulay (1978) stellte fest, dass Frauen aller Schichten, besonders jedoch die der oberen Arbeiterschicht und unteren Mittelschicht, mehr Standardausprache benutzten. Bereits Labov (1972) beobachtete dies, indem er bei der Mittelschicht eine besondere Sensibilität sowie Empfänglichkeit für Prestigeformen aufzeigte. Er begründete dies mit einer verstärkten Adaption an die Mittelstandsnormen (vgl. Labov 1972, 122 ff.). Trudgill (1972) hebt in diesem Kontext hervor, dass Frauen der unteren Mittelschichten eine stärkere Neigung zur Prestigevarietät zeigen, Männer der Mittel- und Oberschichten jedoch vom Standard abweichende Formen in ihren Sprechstil integrieren. In Trudgills Selbstbewertungstests schrieben sich Frauen die Standardsprechweise zu – auch wenn sie diese gar nicht benutzten; bei den Männern trat genau das Gegenteil ein. Daraus schließt Trudgill, dass Männer und Frauen verschiedene Varietäten präferieren. Männer scheinen eher mit dem Nichtstandard eine besondere Art von Gruppenzugehörigkeit zu assoziieren (vgl. Trudgill 1972, 188). Er untersuchte zudem die Realisierung der -ng-Variablen in Norwich und stellte fest, dass bei der ,-ing-/-in'-Ausprache die Männer schichtübergreifend häufiger als Frauen die Nichtstandardvariante benutzten (vgl. Trudgill 1974, 92 f.). Bei der Befragung der beiden Geschlechter nach ihrem Sprachgebrauch meinten die Männer sogar noch häufiger die Nichtstandard-Ausprache zu realisieren, als sie es nachweislich taten. Im Gegensatz zur tatsächlichen Realisation glaubten die Frauen, dass sie häufiger die Standardausprache benutzten; dies zeigte auch E. Hofmann (1963, 272).

Kotthoff (1992) gibt allerdings zu bedenken, dass der in Untersuchungen festgestellte Unterschied von *overt prestige* bei Frauen und *covert prestige* bei Männern mit den situativen Bedingungen der Erhebung erklärt werden könnte. Sie vermutet, dass das unterschiedliche Sprechen dem unterschiedlichen Verhalten gegenüber den befragenden Männern geschuldet sein könnte. Die Frauen wahrten mehr Distanz zu den männlichen Forschern als die Männer und achteten deshalb mehr auf die Standardausprache als die Männer (vgl. Kotthoff 1992, 129).

Hofmann (1963) und Ammon (1973) behaupten, dass Männer eher zur Standardvarietät neigen als Frauen. Außerdem wird ein Zusammenhang von (höherem) Prestige und Standardvarietät, wie ihn Trudgill (1974) sieht, bestritten. Für die Autoren spielt die Arbeitswelt eine wichtige Rolle: So stellt auch P. Nichols (1983) fest, dass das Standardenglisch mehr von denjenigen afro-amerikanischen jungen Frauen benutzt wird, die durch ihre Berufe (z. B. als Verkäuferinnen, Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen) dazu gezwungen sind. Sie sind mehr an das Standardenglisch gewöhnt, als Männer und Frauen, die keine sozialen Berufe ausüben (vgl. Nichols 1983, 54 ff.). Der Grad der Integration in soziale Netzwerke wirkt sich also auf die Dialektvarietät der Sprechenden aus (vgl. Milroy/Milroy 1978; Milroy 1980; Coates 1986). Es zeigt sich zudem, dass z. B. Auslassungen wie das ‚th‘ bei ‚brother‘ eher bei Männern als bei Frauen vorkommen und Regionen mit traditioneller Rollenverteilung diesen Unterschied deutlicher als andere aufweisen. Bei Untersuchungen in Belfast fand man heraus, dass es zum einen Stadtteile gab, in denen Frauen mehr den Nichtstandard verwandten, und zum anderen Stadtteile, in denen keine Unterschiede vorhanden waren. In Belfasts Bezirk Clonard hat sich innerhalb einer Generation die geschlechtsspezifische Verwendungsweise gewandelt. Familienstrukturen verändern sich, es herrscht eine hohe Männerarbeitslosigkeit und Frauen arbeiten häufiger, wobei sie sozialen Netzwerken angehören. Gerade bei den Frauen hat sich das Sprachverhalten geändert: Die Art des Sprechens ähnelt Männern aus Gebieten mit der traditionellen Rollenverteilung, wobei sie die Tilgung des ‚th‘ nicht mitmachen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 252). Zu konstatieren ist insgesamt, wie z. B. durch Ammon (1973) bestätigt: In den letzten Jahren findet eine Modifikation des Sprachverhaltens der Frauen gegenüber dem der Männer und der älteren Frauen – vielleicht aufgrund ihrer Berufstätigkeit – statt. Die Frauen neigen aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit (wahrscheinlich gezwungenermaßen), eher zum Standard (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 252). Auch A. Huesmann (1998) unterstreicht, dass der Beruf und die Rollenverteilung bezogen auf den Dialekt relevant sind; sie fasst zusammen, dass „die geschlechtsspezifischen sprachlichen Unterschiede mit zunehmend aufgehobener Rollenverteilung nivelliert werden.“ (Huesmann 1998, 252) Man kann daher davon ausgehen, dass Sprache im Zusammenhang mit den anderen habituellen Äußerungsformen und Verhalten zu sehen ist. In ihr spiegeln sich

also ebenso wie in Kleidung, Hobbys, usw. soziale Werte wider (vgl. Bourdieu 1976, 169). Auffällig ist weiterhin, dass Frauen im Alter von 20 bis 40 Jahren weniger Dialekt sprechen als die Frauen anderer Altersgruppen. Mattheier (1980) vermutet einen Zusammenhang zwischen dem geringen Dialektgebrauch und der Kindererziehung. Kotthoff (1992, 137) erklärt das Ergebnis damit, dass Frauen in diesem Alter glauben, sich feminin geben zu müssen, und darum den Nichtstandard, mit dem Männlichkeit konnotiert werde, vermeiden. M. Wex (1980) stellt des Weiteren heraus, dass Männer mit Bein-, Fuß-, Arm- und Handhaltungen, also mit dem gesamten Körperausdruck mehr Raum einnehmen als Frauen. Eine Ausnahme stellen die älteren Unterschichtsfrauen dar, die breitbeinig und ohne die Arme am Körper zu halten, sitzen. Sowohl sprachliche als auch körperliche Aspekte können herangezogen werden, um eine soziale Einordnung von Personen zu interpretieren (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 257). Genauso wie der Standard beim Sprechen von jungen schwarzen Frauen aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit benutzt wird, neigen sie dementsprechend auch bei den extraverbalen Formen zum ‚Standard‘, was bedeutet, dass sie sich an die gesellschaftlichen Regeln des Körperausdrucks halten (vgl. Nichols 1983). Dies kann als Versuch gesehen werden, kultiviert zu erscheinen und in den verschiedenen Formen eines ‚feinen Stils‘ zu kommunizieren. Der Habitus-Ansatz kann einige Aspekte aufzeigen und erklären, dennoch sind Jungen immer Bezugs- bzw. Orientierungspunkt; einiges, was Jungen tun, machen Mädchen weniger (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, 260). Es wird zwar die Standardaussprache der Geschlechter untersucht, die soziale Identität und eine genauere soziale Differenzierung werden jedoch weniger berücksichtigt (vgl. ebd., 263).

Das Sprachverhalten von Männern und Frauen ist seit den 1960er-Jahren weltweit Untersuchungsgegenstand von Studien. Neben der Sprachvarietät wurden außerdem immer wieder Gesprächsunterbrechungen untersucht. Fishman hat in den 1980er-Jahren behauptet, dass Frauen im Sinne des Doing Gender-Ansatzes ihre Geschlechteridentität beweisen (vgl. Fishman 1983). Diesem Ansatz folgen Zimmerman/West und behaupten in diesem Kontext, dass in Gesprächen Männer häufiger Frauen unterbrechen als umgekehrt. Wenn man dieses Unterbrechen als Verletzung der Rechte des Sprechers wertet und ein kontinuierliches und häufiges Unterbrechen vorliegt, kann dies

als deutliche Geringschätzung des Sprechers oder mangelnde Beachtung dessen, was er zu sagen hat, gesehen werden (vgl. Zimmerman/West 1975, 116). Frauen zeigen ihren Unmut darüber oft durch Schweigen (vgl. ebd., 124). Verzögerte Reaktionen bzw. einen Mangel an Minimalreaktionen bei Männern werden von Zimmerman/West als Kontrollinstrument für ein Gespräch gesehen. Es zeigten sich hier für sie die Makrostrukturen der Gesellschaft in der Mikrostruktur des Gesprächs, indem es zur ‚Unterdrückung‘ der Frauen durch die Männer komme (vgl. ebd., 125). N. Henley et al. (1985, 173) und U. Zumbühl (1984, 235 f.) heben hervor, dass Männer mehr redeten als Frauen, d. h. längere Redebeiträge bzw. einen größeren Redeanteil hätten. Außerdem gibt es Studienergebnisse, die feststellen, dass Frauen sich gegen Vorwürfe mit Entschuldigungen oder Rechtfertigungen verteidigten, während Männer mit einem Gegenvorwurf konterten (vgl. Hummel 1984, 272). In diesem Zusammenhang muss noch einmal die Bewertung von Stereotypen Betrachtung finden. Der Sprachgebrauch kann Auskunft über soziale oder psychologische Gegebenheiten liefern und Äußerungen werden dementsprechend gewertet.

A. Gottburgsen (2004, 30 f.) stellt heraus, dass in vielen Studien, sprachliche Formen geschlechterunterschiedlich eingeschätzt werden. So werden beispielsweise ‚ah‘ und ‚mhm‘ eher mit Weiblichkeit assoziiert. Sprecher, die häufig diese Füllwörter gebrauchen, würden z. B. als weniger autoritär empfunden (vgl. Hosman/Siltanen 1994). Personen, die diese Minimalreaktionen benutzen, werden als unsicher eingeschätzt. Hieran sieht man aber auch, dass in Gottburgsens Beschreibung bereits bestimmte sprachliche Merkmale beurteilt und bewertet werden. Sie bezeichnet z. B. ‚ah‘ und ‚mhm‘ als „Zögerlichkeitspartikel“ (Gottburgsen 2004, 31). Eine Erhebung von Wright/Hosman (1983) betont: „Unabhängig vom Geschlecht der Sprechenden Person bewerteten Versuchspersonen Stimuluspersonen, die viele Unschärfemarkierer verwendeten, als weniger attraktiv als solche, deren Aussage kaum Unschärfemarkierer enthielt.“ (Gottburgsen 2004, 31) Außerdem zeigte Mulac (1999), dass – auch wenn das Geschlecht des Sprechers nicht bekannt war – Texte, die von Frauen gelesen wurden, eher mit ästhetischer Qualität und sozio-intellektuell höherem Status verbunden wurden; die von Männern gelesenen Texte erreichten höhere Dynamikwerte. Eine kausale Verknüpfung von Kommunikationsverhalten und Geschlecht wird damit verdeutlicht. Grundsätzlich gilt, dass geschlechtstypi-

sche Spracheffekte unabhängig von stereotypenbezogenen Wahrnehmungseffekten zu betrachten sind, sich je nach Ausprägung aber abschwächen oder verstärken können (Gottburgsen 2004, 35 f.).

Diese Liste geschlechterspezifischer Konnotationen zum Sprachgebrauch ließe sich weiterführen; es muss jedoch berücksichtigt werden, dass sich die Behauptungen zum Teil auf Jahre zurückliegende Untersuchungen stützen und oft verallgemeinert werden. Klann-Delius weist unter Bezugnahme auf Anderson/Leaper (1998) und ihre Metanalyse hin, dass Veröffentlichungen von Autorinnen sowie ältere im Gegensatz zu neueren Studien Geschlechterunterschiede herausstellen (vgl. Klann-Delius 2005, 67). Selbst bei den Bewertungen, die vorgeschrieben und ausgewählt werden können, entstehen von Studie zu Studie Differenzen, denn es wird nicht immer von den gleichen Skalen ausgegangen und die Begriffe werden unterschiedlich definiert. Auf diese Generalisierung weist ebenfalls Günthner (2006) hin. Sie stellt fest, dass viele als geschlechtsspezifisch angenommene sprachliche Auffälligkeiten gar keine sind: „Vielmehr erweisen sich sprachlich-kommunikative Verfahren zur Konstruktion von Gender als kulturell weitaus vielfältiger und heterogener als ursprünglich angenommen.“ (Günthner 2006, 53) Das Thema Gender sollte daher nicht isoliert, unabhängig vom jeweiligen Kontext, betrachtet werden. In diesem Zusammenhang ist C. M. Heilmann (2006) zu nennen, die sich von den Begriffen weiblich und männlich lösen will und lieber von kooperativen, kompetitiven oder sozialemotionalen Gesprächsstilen spricht (vgl. Heilmann 2006, 72 f.). Auch De Luca-Hellwig (2016) hebt klar hervor, dass manche Studien und Untersuchungen empirisch und methodisch unsauber sind:

“So spielen immer wieder vorgefertigte Meinungen von Männern und Frauen in die Interpretation von Studien mit hinein, d. h. zwischen sozialen Normen und Vorstellungen über Männer und Frauen und faktischen Studienergebnissen wird nicht konsequent genug unterschieden.“ (De Luca-Hellwig 2016, 91 f.)

Gerade im Hinblick auf Stereotype arbeiten Erhebungen und Studien zum Teil auch mit einer typisch weiblich oder typisch männlich assoziierten Sprache, um festzustellen, wie der Sprachgebrauch bewertet wird. Man nimmt Vorurtei-

le als unstrittige Prämissen mit in die Untersuchung und bestätigt sie so. Dabei stößt man auf Gegenwehr. Im alltäglichen Sprachgebrauch heißt es immer wieder, dass Frauen viel mehr redeten als Männer – die Studien bestätigen dies grundsätzlich aber nicht, denn: Die Geschlechterforschung will die Gleichberechtigung der Geschlechter erreichen. Es ist aber fragwürdig, nur nach Beweisen für bestehende Thesen oder Vorurteile zu suchen. Aber es stellt sich die Frage nach einer solchen Forschung, die nicht nach Erkenntnissen sucht, sondern nach Beweisen für bestehende Thesen oder Vorurteile. Durch diese Herangehensweise und die Interpretation von Ergebnissen ausschließlich im Sinne bestimmter Geschlechtervorstellungen, die bestimmten Gruppierungen oder der ‚Masse‘ nachvollziehbar erscheinen, bewirkt man keine Aufklärung, sondern das Gegenteil: Affirmation bestehender und die Entstehung neuer Stereotype.

## 1.2 Persönlichkeit

Die Thematik der Gender-Prosodie ist theoretisch, empirisch und praktisch ein komplexes Phänomen des sprachlichen Handelns in verschiedenen Settings und medialen Formaten. Die Prosodie als Konstruktion kann nur aus formal wissenschaftlichen Aspekten heraus isoliert betrachtet werden; in der Realität ist sie verbunden mit dem jeweiligen Menschen und seiner Persönlichkeit. Bereits Aristoteles spricht von der Seele, die den Tönen ihre Bedeutung gibt. Die *Rhetorica ad Herennium* betont eine Wechselwirkung des Sprech- und Körperausdrucks mit Affekten, die der Aufgabe bzw. dem Ziel des Redners entsprechen. Das Ideal des *vir bonus* stellt u. a. die Ehrenhaftigkeit eines Redners in den Vordergrund. Mit den Sophisten, den Humanisten und Aufklärern der Antike, erreicht das Konzept einer Rhetorik, die sich für den Menschen in seiner gesamten Persönlichkeit interessiert, seinen Höhepunkt. Allen ist gemeinsam, dass sie Gefühle, Charakter und Persönlichkeit in die Überlegungen, was einen guten Redner ausmacht, miteinbeziehen. Es zeigt sich zudem, dass Persönlichkeitsmerkmale mithilfe der Physiognomie, d. h. dem Körperbau und dem Aussehen interpretiert werden. In vielen Studien wird die Wirkung des Aussehens und der Attraktivität untersucht und so auch der Zusammenhang

mit der Persönlichkeit. Deshalb ist dem Begriff Persönlichkeit zu folgen, der den ganzen Menschen mit biologischen Merkmalen, erlernten Fähigkeiten und Fertigkeiten und Verhaltensweisen umfasst (vgl. Hansen 2011, 312; Tenorth/Tippelt 2007, 554), wodurch sich eine einzigartige Struktur von Wesenszügen des Individuums ergibt (vgl. Siegfried/Siegfried 2011, 642).

Im Bereich Kommunikation stellt die Sprache kein eigenständiges und unabhängiges System dar, sie ist eng verbunden mit anderen höheren geistigen Tätigkeiten wie Wahrnehmung, Gedächtnis und Bewusstsein sowie Kognition und Emotion. Diese Bereiche werden *funktionelle Konstanten* genannt und strukturieren die menschliche Persönlichkeit (vgl. Homburg/Teumer 1989, 41). Die Persönlichkeit versetzt den Einzelnen in die Lage, sich gegenüber anderen Menschen zu präsentieren und darzustellen. Sie beeinflusst seine Sprache und die extraverbalen (als Körperausdruck) sowie paraverbalen Mittel (als Sprechausdruck); umgekehrt beeinflussen die Kommunikationssituation und die Kommunikationspartner bestimmte Persönlichkeitsaspekte. Je nachdem, mit wem man ein Gespräch führt, kann man sich dem Gesprächspartner anpassen und eine andere Seite seiner Persönlichkeit zeigen, weil es vielleicht gerade in dieser Situation sinnvoll und zielführend ist. Vor allem in einer Gesprächssituation, wie der politischen Talkshow, zeigt sich dieses Wechselspiel zwischen Persönlichkeit sowie verbalen und nonverbalen Parametern. Die Persönlichkeit kann daher nicht nur auf das isolierte Subjekt reduziert werden, sondern ist immer auch zugleich durch die Beziehungen und Interaktionen zur Umwelt zu definieren, d. h. es besteht eine enge Wechselwirkung zwischen „innerer Disposition und äußerer Situation“ (Hoppe-Graff/Keller 1995, 505). In der Polit-Talkshow kommen verschiedene Persönlichkeiten zusammen; sie können in ihren Rollen als Gesprächsteilnehmer oder als Moderator gesehen werden, zeigen aber auch innerhalb dieser Rollen verschiedene Eigenschaften. Gast ist nicht gleich Gast, und Gleiches gilt für den Moderator; neben dem Geschlecht oder Alter zeigen sich auch die Persönlichkeit und der Charakter.

Der Terminus Persönlichkeit kann bis zum heutigen Tage nicht eindeutig definiert werden. Begriffe und Kategorien wie beispielweise Temperament, Charakter und Typ sind bekannt und werden zur Beschreibung und Erklärung von Verhaltensweisen in Alltagssituationen im Kontext von Persönlichkeit herangezogen. Wir kennen sowohl zurückhaltende Frauen als auch Männer,

ebenso impulsiv sprechende Persönlichkeitstypen bei beiden Geschlechtern. Gleichermaßen begegnen uns hier auch Stereotype, die teilweise bei Frauen im Alltag anders sein können als bei Männern. Ist eine Frau temperamentvoll und steht zu ihrer Meinung, indem sie sie kundtut, kann sie als ‚Furie‘ oder als hysterische Person bezeichnet werden, der Mann hingegen wird eher als Choleriker beschrieben. Auf diese Stereotype soll hier nicht genauer eingegangen werden, sie spielen bei den impliziten Persönlichkeitstheorien eine Rolle und somit bei der Wahrnehmung und Einschätzung von Personen im Gespräch. Die Bedeutung des ‚ersten‘ Eindrucks kennen wir alle aus Begegnungen mit Menschen, die wir bisher noch nicht gesehen und gekannt haben. Jeder hat eine implizite Persönlichkeitstheorie, mit der er aus dem beobachteten Verhalten auf Persönlichkeitsmerkmale und Eigenschaften schließt. Dies geschieht auch dann, wenn nur dürftige Informationen über die Personen vorliegen (vgl. Koltuv 1962, 552). Nach Riemann (2006, 20) bilden wir einen ersten Eindruck über andere Personen, insbesondere dann, wenn wir wenig Wissen und Informationen über diese Personen haben. Gerade dies trifft in den Polit-Talkshows zu. Jedes Handeln wird von der ganzen Persönlichkeit getragen. Für die Thematik ist die Tatsache wichtig, dass die Persönlichkeit dafür verantwortlich ist, wie ein Mensch sich selbst (*Selbstbild*) und andere Menschen sieht (*Halo-Effekt*) und wie er sich gegenüber seiner personalen und dinglichen Umwelt wahrnimmt und verhält (vgl. Riemann 2006, 20).

Hinsichtlich der theoretischen Entwicklung wurden unterschiedliche Theorien erarbeitet und darauf aufbauend diverse Modelle entwickelt. Ältere Modelle nehmen eine begrenzte Anzahl von Persönlichkeitstypen an. So ging man in der griechisch-römischen Antike von der „Vier-Säfte-Lehre“ aus. Hippokrates von Kos (460–377 v. Chr.) führt in seinem kategorialen Modell vier Temperamente zur Beschreibung der Persönlichkeit ins Feld: Sanguiniker, Phlegmatiker, Choleriker und Melancholiker. Diese vier Temperamente beschreiben die Emotionen, Gemütsbewegungen und Affektlage eines Menschen. Es zeigt sich außerdem, dass es bestimmte Annahmen gibt, die von körperlichen Merkmalen auf charakteristische Wesenszügen schließen. Dabei stützt man sich auf genetisch bedingte Faktoren und vernachlässigt die biografischen und sozialen Einflüsse. Die moderne Persönlichkeitspsychologie versucht dagegen, ein eher ganzheitliches Bild der Persönlichkeit zu entwerfen. Heute können wir nach

Hansen (2011, 312 ff.) innerhalb der neueren Persönlichkeitspsychologie Modelle von beispielsweise Freud, Rogers, Skinner oder Eysenck diskutieren. Die genannten Autoren verstehen unter Persönlichkeit die individuelle Struktur von Persönlichkeitszügen (*traits*) durch die eine Person von anderen Personen unterscheidbar ist und wie sich dies z. B. im Sprechausdruck oder der verwendeten Sprache manifestiert (vgl. Tenorth/Tippelt 2007, 554).

Festzuhalten ist, dass es keine einheitliche Theorie und kein allseits akzeptiertes seriöses Modell der Persönlichkeit gibt. Einige Unterschiede in den kontroversen Annahmen sind: Erbe oder Umwelt, Lernprozesse oder angeborenes Verhalten, Bewusstsein oder Unbewusstes sowie innere Disposition oder äußere Situation (vgl. Hoppe-Graff/Keller 1995, 505). Ziel des Kapitels ist jedoch nicht, dies näher zu betrachten, vielmehr soll lediglich ein Überblick über das Konstrukt Persönlichkeit stattfinden, da es in der Analyse der Polit-Talkshow, auch im Zusammenhang mit dem Genderaspekt, von Bedeutung ist. Grundsätzlich stehen sich in der heutigen Diskussion der Sozial- und Kommunikationspsychologie Alltagstheorien und wissenschaftliche Theorien gegenüber. Es geht um die Erklärungsversuche von Verhaltensweisen und die Konstruktion eines Eindrucks oder ‚Bildes‘ über eine ganz bestimmte Person (vgl. Riemann 2006, 19). Allgemein werden in der zuständigen Wissenschaft zwei Strategien herangezogen: der *idiografische* Ansatz, der sich insbesondere auf Einzelfallstudien stützt, um die spezifischen Eigenheiten einer Person zu beschreiben und der *nomothetische* Ansatz, der davon ausgeht, dass es übergreifende universelle Eigenschaftsdimensionen der Persönlichkeitsstruktur gibt (vgl. Hoppe-Graff/Keller 1995, 475). Im Gegensatz zu den impliziten Persönlichkeitstheorien sind explizite wissenschaftlich und empirisch abgesichert und setzen für die Erfassung der Persönlichkeitsmerkmale unterschiedliche Verfahren ein, wie z. B. Persönlichkeitsfragebogen, Selbsteinschätzungen und Bekanntenbeurteilungen (vgl. Riemann 2006, 24). Zurzeit hat sich das *Big-Five-Modell* mit den weitgefassten Dimensionen Verträglichkeit (rück-sichtsvoll, empathisch, kooperativ), Extraversion (gesellig, aktiv, dynamisch, selbstsicher), Gewissenhaftigkeit (perfektionistisch), Emotionale Stabilität (resilient, leicht verletzlich, beleidigt) und Kultur/Intellekt (offen, aufgeschlossen, liberal) am besten bewährt (vgl. Angleitner/Riemann 2005). Die Oberbegriffe der fünf Dimensionen können von Autor zu Autor variieren. In der letztge-

nannten Dimension finden sich die zwischenmenschliche Kommunikation in all ihren möglichen Gebrauchsformen wieder. Aufgeschlossenheit, Rücksichtnahme, Kooperationsbereitschaft, Geselligkeit, Empathie, Labilität und Verletzlichkeit sind Persönlichkeitsdimensionen, die sich mehr oder weniger in der Polit-Talkshow durchaus manifestieren können. Grundsätzlich geht es darum, eine gewisse Sensibilität und ein Gespür für die Einstellungen, Haltungen, Positionen und Gefühle anderer Gesprächspartner zu entwickeln (vgl. Fuchs/Bindel 2012, 183).

### **Zusammenfassung**

Es zeigt sich, dass es für die verschiedenen Aspekte der Genderforschung eine Vielzahl an Erklärungsansätzen gibt. Dabei ist herauszustellen, dass das Geschlecht zu einem gewissen Teil biologisch determiniert ist sowie einem sozial orientierten Konstruktionsprozess unterliegt, der je nach Einstellung, Lebensalter, Bildungsstand, Milieuzugehörigkeit und Kulturbezogenheit mehr oder weniger bewusst geschieht. Ebenso wirken äußere Einflussgrößen, wie z. B. das Verhalten, der gesamte Körperausdruck, die Kleidung sowie Sprachgebrauch auf die Herausbildung der geschlechtlichen Identität. Die menschliche Wahrnehmung sowie die Geschlechterstereotype spielen beim Sprecher selbst und bei den Zuhörern bzw. Gesprächspartnern eine wichtige Rolle. In dem Aufeinandertreffen von Kommunikationsverhalten und Wahrnehmung entsteht das sprachliche Konstrukt des Geschlechts, bei dem auch Geschlechterstereotype von Bedeutung sind.

Im Bereich der Kommunikation lassen sich teilweise im Sprachgebrauch Unterschiede der Geschlechter feststellen. Neben dem Geschlecht spielen aber auch andere Faktoren eine Rolle. Implizite Persönlichkeitstheorien und mögliche Stereotype führen bei der ersten Begegnung zur Bildung eines ersten Eindrucks. Personen schließen dabei bewusst oder unbewusst durch die subjektive Wahrnehmung anderer Personen auf deren Persönlichkeitseigenschaften. Der Geschlechteraspekt und die Persönlichkeit stehen in einer Wechselbeziehung zueinander und beeinflussen sowohl die verbale als auch die nonverbale Ebene der Kommunikation in entscheidendem Umfang.

### 1.3 Rhetorik

Die Erklärung und Bedeutungsfindung der Termini *Pronuntiatio* und *Actio* sowie deren theoretische Einbettung stehen im Fokus der Betrachtung. Gleichmaßen soll ein geschichtlicher Abriss die Entwicklung und heutige Bedeutung beschreiben. Sowohl *Actio* als auch *Pronuntiatio* sind wichtig, da sie eng mit den für die Arbeit relevanten Gegenständen der paraverbalen und extraverbalen Ebene sowie dem Genderaspekt zusammenhängen.

Nach Riemer (2014) ist mit Rhetorik

„eine Technik des Vortrags gemeint, eine zwar systematische (insofern lehrbare und trainierbare), aber wissenschaftlich nicht exakt zu beschreibende Beeinflussung des Publikums durch den Redner.“ (Riemer 2014, 29)

Nach einem der wichtigsten Redner der Antike Demosthenes (384–322 v. Chr.), hängt der Erfolg einer Rede vom Redeauftritt ab (vgl. Tonger-Erk 2012, 1). Die körperliche Ausführung der Rede wird mit dem Begriff *actio* (lat. Handlung) und mit *hypókrisis* (griech. Darstellungskunst eines Schauspielers, eine Rolle spielen) bezeichnet (vgl. ebd., 15). Später versteht man unter *hypókrisis* den Vortrag des Redners (vgl. Rebmann 2005, 213). ‚Eine Rolle spielen‘ im übertragenen Sinn kann also auch als ‚etwas vortäuschen‘ zu verstehen sein; davon hat sich die Rhetorik stets zu distanzieren versucht. Dennoch läuft die Rhetorik immer wieder Gefahr, als Verstellung- oder gar Manipulationstechnik verstanden zu werden. Auffällig ist in diesem Kontext, dass der Redner immer eng mit dem Schauspieler in Zusammenhang gebracht wird; hierauf wird später noch eingegangen. Cicero (106–43 v. Chr.) übersetzt als Erster *hypókrisis* mit *actio* und synonym wird auch *pronuntiatio* (lat. eigentlich: öffentliche Bekanntmachung) für den Vortrag verwendet (vgl. Tonger-Erk 2012, 15; Rebmann 2005, 213). *Pronuntiatio* kommt in Rom als das öffentliche Bekanntmachen beim Sklavenverkauf vor, bei dem man auch auf Krankheiten oder Mängel der menschlichen Ware hinweist. Offensein heißt einmal, es laut zu sagen und gleichzeitig ehrlich zu sein. So wird der Begriff auch als Richterspruch bzw. die Verkündung eines richterlichen Urteils benutzt (vgl. Rebmann 2005, 213).

Actio und Pronuntiatio umfassen Stimme, Gestik, Mimik, Haltung und Kleidung beim Vortrag (vgl. Steinbrink 1992, 43). Die etymologische Herleitung von Pronuntiatio verdeutlicht die Vorstellung, dass die Stimme nicht nur ein Werkzeug ist, denn *nuntius* bezeichnet nicht nur den Botschafter (und damit das Werkzeug), sondern auch die Botschaft (und damit den Inhalt) (vgl. Epping-Jäger 2013, 84). Die Stimme des Rhetors als Übertragungsmittel der Gedanken ist geeignet zu verlautbaren, was das Gemüt bewegt (vgl. Göttert 1998, 384). Rhetoren sind Redner sowie Lehrer der Beredsamkeit, die die Technik der Beredsamkeit weiter entwickelt, verfeinert und mit Lehrbüchern ihr Wissen verbreitet haben (vgl. Eisenhut 1974, 16). Das lateinische Pendant bilden die Oratoren. Jedoch liegt der Fokus bei ihnen mehr auf der Praxis und nicht wie bei den Rhetoren auf der Theorie (vgl. Knappe 2000, 33 ff.). Zum einen benutzen Cicero und Quintilian den Begriff der Actio, da hierin noch mehr das Element der Bewegtheit steckt, gerade im Sinne des emotionalen Bewegens als maßgebliche Aufgabe des Redners (vgl. Epping-Jäger 2013, 85). Der Redner kann beim Zuhörer nur etwas bewegen, wenn er selbst bewegt ist. Zum anderen orientiert sich Cicero vor allem am Modell der Gerichtsrede und unter Actio versteht man schließlich den Vortrag vor Gericht (vgl. Rebmann 2005, 221). Nach *inventio*, *dispositio*, *elocutio* und *memoria* bildet *actio* das fünfte und damit letzte Produktionsstadium einer Rede. „Die *actio* dient nicht nur der Unterstreichung des Gesagten und der Vermittlung von Emotionen (*logos* und *pathos*), sondern auch der Darstellung des ‚Charakters‘ eines Redners (*ēthos*)“ (Tonger-Erk 2012, 1). Nach L. Tonger-Erk (2012) sollte dabei auch an den Geschlechtscharakter des Redners gedacht werden, was eine genderorientierte Betrachtung rechtfertigt. Bereits Aristoteles (384–322 v. Chr.) und in der Folge auch die römischen Rhetoriker, wie Cicero und Quintilian, sehen Geist und Körper in gegenseitiger Abhängigkeit, sodass die körperliche Aktivität auf den Geist des Redners schließen lässt. Der Körper sagt etwas über die geistigen Bewegungen aus: „Es gibt ebenso viele Stimmen und Gesten, wie es Stimmungen und Bewegungen des Geistes gibt.“ (Tonger-Erk 2012, 47) Das Vortragen bzw. die Actio ist ein Sprechen ausschließlich mithilfe des Körpers oder ergänzt Gesprochenes mithilfe des Körpers. Sowohl bei Cicero als auch bei Quintilian wird die Actio als natürlicher Ausdruck der Seele und als eine Art Universalsprache der Menschen verstanden (vgl. Tonger-Erk 2012, 53).

Ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. wird bereits zwischen Actio als körperlicher Beredsamkeit (durch Mimik, Gestik) und Pronuntiatio als stimmlicher Vortrag unterschieden, wobei in der Spätantike hauptsächlich Pronuntiatio benutzt wird (vgl. Rebmann 2005, 214).

*Pronuntiatio* wird in dieser Arbeit synonym mit *Prosodie/Sprechausdruck* bzw. der *paraverbalen/prosodischen Ebene* und *Actio* synonym mit dem *Körperausdruck* bzw. der *extraverbalen Ebene* verwendet.

### 1.3.1 Geschichte der Rhetorik – Entwicklung von Pronuntiatio und Actio

Nachfolgend sollen bei der Betrachtung der Rhetorikgeschichte einerseits die Theorie, andererseits auch die praktische Umsetzung – vor allem von Pronuntiatio bzw. Actio – am Beispiel der wichtigsten Rhetoriker – Beachtung finden. Oft werden Actio und Pronuntiatio synonym verwendet und meinen den Vortrag allgemein. Falls dies nicht der Fall ist, wird explizit noch einmal der Unterschied hervorgehoben.

#### 1.3.1.1 Entwicklung der Rhetorik

Die Rhetorik als Kunst der Rede – griech. *rhētorikḗ (téchnē)* – geht auf das antike Griechenland zurück. Man kann keinen genauen Beginn oder Begründer ausmachen; herauszustellen ist jedoch, dass es bereits in der archaischen Zeit wichtig ist, die griechischen Aristokraten als Jugendliche im Redenhalten auszubilden (vgl. Riemer 2018, 13 f.). Dies bestätigt Homer in seinen Werken. Hesiod, ein anderer Dichter der frühen griechischen Literatur, sieht die Rhetorik als eine Gabe der Götter an die Herrschenden, die ein Mittel zur Ausübung ihrer Macht darstellt; auch die Rechtsprechung ist eine Angelegenheit der Aristokraten (ca. ab 700 v. Chr.) (vgl. ebd., 14).

Die Rhetorik ist anfangs Mittel der Machtausübung der Herrschenden. Kleisthenes' Reformen (508/507 v. Chr.) führen dazu, dass das Reden in Athen an Bedeutung gewinnt, da nun eine Rechtsprechung in demokratischen Gremien besteht (vgl. Riemer 2018, 15). Erst mit dem Ende der Tyrannis (510 v. Chr.) kann man von einem umfassenden Durchbruch der Rhetorik als Technik bzw. Kunst (*téchnē* bzw. *ars*) reden; Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. wurde sie maßgeblich durch Korax und seinen Schüler Teisias, die ältesten bekannten

Redelehrer sowie Verfasser der ersten rhetorischen Lehrbücher, beeinflusst (vgl. Martin 1974, 2).

Durch Korax und Teisias kommt es zur Entstehung zweier wichtiger Rednerschulen (vgl. Riemer 2018, 15). Die Ansichten über ihre jeweiligen Schwerpunkte gehen auseinander: Aristoteles ordnet ihnen nur die Gerichtsrede zu; andere sehen bei Korax die politische Beredsamkeit, bei Teisias eher die Gerichtsrede. Korax und Teisias verstehen eine gute Rhetorik weniger als angeborene Fähigkeit oder Talent, sondern mehr als erlernbare Technik, als erlernte Fertigkeit (vgl. Eisenhut 1974, 2).

Gerade mit dem Ende der Tyrannis kann sich die Beredsamkeit entwickelt haben, weil es zum Nachholen der Privatprozesse nach der Tyrannis kam oder die politische Beredsamkeit für die Demokratie notwendig wurde und Korax durch sie an Einfluss gewinnen wollte (vgl. ebd., 12). Die Entstehung der Demokratie um 510 v. Chr. lässt die Volksversammlung mit wortgewandten Rednern immer wichtiger werden; damit entwickelt sich der Ansatz, auch eine Überzeugungskunst schulmäßig einzuführen. Folgt man Aristoteles, ist die Demokratie die Bedingung dafür, dass sich die Rhetorik gänzlich ausdehnen und aufblühen kann (vgl. Schöpsdau 1969, 24). Außerdem ändert sich nach der beendeten Tyrannis die Rechtsprechung grundlegend: Vor einem Richterkollegium treffen zwei Parteien mit Rede und Gegenrede aufeinander (vgl. Riemer 2018, 15). Die Wahrheit ist nicht immer ausschlaggebend oder Maßstab; vielmehr spielen die Wahrscheinlichkeit *eikós* (lat. *probabile*, *verisimile*) des Dargestellten und die überzeugenden Argumente für eine Urteilsfindung eine Rolle. Dies gilt sowohl für die Gerichtsrede als auch für die politische Rede (vgl. ebd., 15).

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. sind dann in Athen, wo die Rhetorik immer relevanter wird, zwei Sophisten wichtig: Gorgias, ein Korax-Schüler, und Protagoras (vgl. Eisenhut 1974, 11). Die Redekunst und ihr Bildungswert nehmen für sie die oberste Priorität ein. Bei der herkömmlichen Bildung, der sogenannten *enkyklios paideía* (enzyklopädische Bildung), befindet sich im Mittelpunkt die Praxisorientierung, da die Redetechnik eigentlich keine Wissenschaft ist (vgl. Riemer 2018, 16). Mit dem aus Sizilien stammenden Sophisten Gorgias von Leontinoi (483–375 v. Chr.) erfährt die Rhetorik dann ihren ersten großen Aufschwung (vgl. Ruffing 2015, 56).